

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Bilder aus Griechenland

Steub, Ludwig

Leipzig, 1885

II. (1884)

II.
(1884.)

Von Bozen nach Budapest.

Ende März.

Der schöne aber dürre Winter des Etzlandes, der die Paffer und die Talsler, diese grimmigen Wildbäche, die sich oft so breit machen, gänzlich ausgetrocknet, sahen meinen Geist eher etwas eingetrocknet zu haben. Ich sehnte mich aus dem hiedern Philisterium, das dort einen so reizenden Gegensatz zur großartigen Landschaft bildet, in die weite Welt hinaus, um mich wieder etwas geistig ansädeln und auffrischen zu lassen. Da erschien nun die schon früher erwähnte freundliche Einladung nach Corfu, welche meinen annoch sehr unbestimmten Reiseplänen plötzlich eine feste Richtung gab, denn ich will nicht verheimlichen, daß ich mich jetzt auf dem Wege nach Constantinopel und Athen befinde. Bei alledem wollte ich aber möglichst stille über Land und Meer fahren und nach meiner Rückkehr nur auf Befragen mündliche Auskunft geben — allein da ich jetzt, wie sich später auflären wird, drei Tage in dem freundlichen Kustschul sitzen muß, so regt sich wieder die alte Gewohnheit zu schreiben und einem anspruchlosen Publicum einige anspruchlose Berichte mitzutheilen.

Also nahm ich denn am elften März auf einige Wochen Abschied von meinen Lieben, die zu Bozen blieben, und fuhr über Villach nach Graz, wo ich am andern Tag um vier Uhr ankam und noch das Vergnügen erlebte, meine lieben Freunde, die Herren Widemann, Krones, von Lufchin, Schönbach, lauter treffliche Männer und namhafte Gelehrte, beim heiteren Abendtrunk vereinigt zu sehen.

Hierauf ging's über den noch sehr winterlichen Sümmering nach dem herrlichen Wien, das durch die Pracht seiner neuen Gebäude jetzt wohl einzig dasteht unter dem Monde, aber durch das Geräffel seiner Wagen und den Lärm seiner Straßen mich oft dermaßen betäubte, daß ich mich gleichwohl nach dem stillen Frieden der Wassermauer zu Meran zurücksehnte. Hauptsächlich mit den Vorbereitungen zu der weiteren Reise beschäftigt und dabei von allen Seiten herzlich bewillkommt und unterstützt, mußte ich manchen guten Freund unbesucht lassen. Ein paar Versuche, die ich unternommen, schlugen so gänzlich fehl, daß ich fast verstimmt wurde. Da soll der arme Wanderer, dessen Zeit so theuer, in die fernsten Vorstädte hinausgehen oder fahren, dann vier Stiegen hinauffklettern, denn die schönen Seelen wohnen hier alle hoch, um zu hören: der gnädige Herr ist nicht zu Hause! Der Wanderer gibt seine Visitenkarte ab, rechnet aus, daß er zwei Stunden verloren, auch sein Geld umsonst verfahren habe und geht verdrießlich seiner Wege. Am nächsten Tage nimmt der gnädige Herr einen Comfortable (Droschke), klettert im Gasthose des Wanderers ebenfalls einige Treppen hinauf, um vom Zimmerkellner zu vernehmen: Nr. 23 ist ausgegangen! Der gnädige Herr gibt seine Visitenkarte ab, stellt aber dieselben Betrachtungen an wie der Wanderer und ärgert sich ebenfalls. Zeigt dieses Ceremoniell, das nothwendigerweise in die Vormittagsstunden fällt, wo alle Sammlungen und Museen offen, nicht eine lächerliche Unbeholfenheit? Sollte man nicht baldmöglichst nach englischer Weise einen Anti-Wanderer-Besuch-Verein bilden? Wäre es nicht genug, wenn der Pilger, der z. B. in Wien mehrere Freunde wüßte, durch gefällige Redactionen unter ihr „Persönliches“ die bescheidene Notiz aufnehmen ließe: „Gestern ist der berühmte Dichter N. N. aus Berlin hier angekommen, wird einige Tage hier bleiben und sich freuen, seine Freunde zwischen neun bis zwölf Uhr Abends bei H. Gause in der Johannesgasse zu begrüßen.“ So wüßte Jedermann, wo der Treffliche zu treffen und dieser brauchte keine Zeit zu verfäumen und keine Treppen zu steigen.

Ohne die Presse zu Hilfe zu nehmen, war der letzte Wiener-Abend immerhin sehr gelungen. Ein kleiner, aber auserwählter Kreis von verwandten Geistern hatte sich da bei Gause in der Johannesgasse und beim Schwedater Lagerbier zusammengefunden. Zu meiner großen Freude erschien auch mein hochverehrter Freund, Herr Professor Erich Schmidt, der sich über jenen langen Meraner Artikel in Nr. 337, 338 der Allgemeinen Zeitung vom vorigen Jahre sehr anerkennend aussprach und die Anmuth wie die sanfte Ironie der Darstellung unverhohlen belobte, was ich um so lieber hörte, als ich in Meran gar nichts davon gehört hatte.

Da die Dampfer, die sonst zwischen Wien und Pest verkehren, damals noch im Winterschlaf lagen, so mußte ich auf der Eisenbahn nach Ungarn fahren und kam am einundzwanzigsten März in seiner Hauptstadt an. Bekanntlich hat man diese in den letzten Jahren mit allem Fleiße magyarisirt, d. h. alles Deutsche nach Kräften ausgetilgt. Früher waren alle öffentlichen Aufschriften der Ämter wie der Kaufläden u. s. w. deutsch und nur etwa eine magyarische Übersetzung beigegeben. Vor zwanzig Jahren sprachen nämlich sehr wenige Pester magyarisches; die ganze Stadt hatte deutsches Aussehen, deutsche Sitten, deutsche Sprache. Jetzt sind auch alle deutschen Straßennamen verschwunden, aber da der Pester sich die magyarischen nicht merken mag, so ist es oft sehr schwierig, sich durchzufragen. Herrn Professor Bubenzy, den Jacob Grimm der Magyaren, den ich auch besuchen wollte, konnte ich gar nicht finden, weil er jetzt weit draußen in der Mozdonistraße wohnt, die unter diesem Namen Niemand kennt. Früher, als sie etwa Gänsebüchel oder Knödelgasse hieß, war sie gewiß nicht so unbekannt. Man hat auch neuerlich eine Menge untere Dienstleute, Constabler, Sicherheitswächter und dergl. aus der Pusta in die Stadt gezogen, wodurch die Nationalität wohl mehr gewonnen hat, als die Bildung. Diese Leute verstehen selten deutsch, können daher selten Auskunft geben und wußten auch nicht, wo die Mozdonistraße steht. Meinem Gasthose gegen-

über steht mit großen Buchstaben: Mezögazdasagi Cép-Cyár Főraktára, aber von den Hausgenossen, die ich fragte, mußte keiner den Sinn dieser Worte zu erklären, nur der Portier vermuthete, sie möchten etwa landwirthschaftliches Maschinenlager bedeuten. Nicht ohne Vergnügen bemerkte ich noch aus der guten alten Zeit eine große Marmortafel am Academiegebäude, welche oben in stolzen Worten anhebt: Az Akadémiai palota kornye und diesen noch fünf klangvolle Etyma folgen läßt, während unterhalb eine deutsche Uebersetzung auch ziemlich wortreich besagt, was der Holländer einfach mit: Hier niet wateren ausdrückt.

Den Deutschen wird jetzt zugemuthet, ihre Familiennamen zu magyarisiren und viele, die seit Jahrhunderten Bauer, Müller, Schmid geheissen, haben diese Namen ins Magyarische übersezt. Das kostet nur fünfzig Kreuzer Stempel, und eine patriotische Gesellschaft, die eigens dafür errichtet ist, ersetzt selbst diese geringe Auslage. Andere bedrängte Germanen, die nicht so weit gehen wollen, schieben wenigstens nach magyarischer Art ihren übersezten Taufnamen hinter den Familiennamen. So lieft man jetzt Müller Janos, Rajos, Imre, Ferencz u. s. w., wo es früher Johann, Ludwig, Emmerich, Franz Müller hieß. Auf den öffentlichen Gebäuden, die meist von großer Pracht, prangen oft lange magyarische Inschriften, aber man kann eine gute Zeit auf der Gasse warten, bis einer daherkommt, der sie versteht.

Die Magyaren sind jetzt Feuer und Flamme für diese Metamorphosen, die sie nur zu europäischen Chinesen machen werden; noch begeisterter sind aber dafür die Juden, denen gleichwohl die Umtaufung bisher noch wenig eingetragen hat. Die Slowaken, Rumänen, die Siebenbürger Sachsen sind viel schwerer, die Croaten, wie wir wissen, gar nicht zu gewinnen.

Die Besten Gelehrten, die zum guten Theile Deutsche sind, schreiben jetzt alle ihre Werke in magyarischer Sprache, wobei den Kummer, daß sie jenseits der Leitha nicht gelesen, vielleicht

die angenehme Zuversicht aufwiegt, daß sie da auch nicht kritisiert werden können.

Es gibt sogar schon Fanatiker beiderlei Geschlechts, die zwar ganz gut deutsch sprechen, aber doch aus Patriotismus auf deutsche Fragen eine deutsche Antwort lieber verweigern.

Die niedlichen Geschichtchen, wie sie z. B. Herr Professor Kiepert in Berlin erlebt, wollen wir gar nicht berühren.

Ein Fremder hat da natürlich nicht viel einzureden, wird aber doch sagen dürfen, daß ihm das ehemalige Pest ungleich behaglicher und gastlicher erschien, als das jetzige. Vielleicht kommt doch noch ein Tag, wo die wackern Magyaren bereuen, ihre edle Ziehmutter Germania, die ihnen alle ihre Städte gegründet und alle ihre Bildung gebracht, so rücksichtslos aus dem Hause gewiesen zu haben. Vielleicht entschließen sie sich dann dem schönen Budapest das deutsche Wesen wieder frei zu geben, wie es seit sechs Jahrhunderten bestanden, ohne die Entwicklung magyarischer Freiheit und Bildung im mindesten zu behindern.

Es scheint hier gute Gelegenheit, noch eine kleine Herzensergießung anzubringen, welche am 25. Juli vorigen Jahres in der Münchener Süddeutschen Presse erschienen ist:

Die ungarischen Schriftsteller und Künstler sind also von ihrer Bildungsreise aus der französischen Hauptstadt bereits zurückgekehrt. Wir sehen daraus, daß sie auf dem Hin- und Rückweg hinten herum gegangen sind; wir hatten ihre reichverschmürten Tadeln hier zu Lande nicht zu bewundern. Man findet es aber auffallend, daß die Magyaren, wenn sie doch einmal das gebildete Europa betreten wollten, nicht zuerst nach dem ehrwürdigen Regensburg pilgerten, denn von dort, nicht von Paris, sind ihnen vor achthundert Jahren ihre Gifela, ihr Christenthum, ihre Geseze, ihre Lehrer, ihre Kultur, ihre besten Bürger und Bauern zugekommen. Aus Dankbarkeit heßt man aber jetzt gegen die letztern, wenn sie nicht die höhere magyarisches Sprache annehmen. Die Deutschen geben sich in angeborner Schmiegsamkeit zu Allem her, verunstalten ihre Namen, schreiben sich Szchffert, Szontag, Svarcz, oder lassen sich gleich gänzlich

umtaufen, was schon manchem zu einer glänzende Carriere verholfen haben soll. Was ein echter Deutscher ist, stellt sich auch sofort unter die magyarischen Schreier und sucht sie in Verfolgung seiner Landsleute zu übertreffen. Die Ungarn wissen sehr wohl, daß die Mehrzahl ihrer Landesgenossen, die Slowaken, Rußniaken, Walachen, Serben, Croaten und Wenden sie, so zu sagen, nicht ausstehen können, aber am despectivlichsten wird doch der Deutsche behandelt, der den Magyaren alle seine Liebe nachwirft. Sollen ja doch auch die siebenbürgischen Sachsen eingestampft werden, die doch die gebildetsten Ungarn sind. In Paris hat man dagegen ein magyarisch-gallisches Schutz- und Trugbündniß enfilirt und für den nächsten Krieg ein Hilfscorps von Buda-Pestischen Schriftstellern und Künstlern versprochen. Die französische Begeisterung störten nicht einmal die Knuten und Daumenschrauben von Tisza-Eszlar, die man in Paris allerdings nicht vorzeigte. Einige unangenehme Artikel über die ungarische Judenhege und die seltsamen Vorkommnisse in Nyireghhaza konnten sich aber auch die französischen Journale nicht ver sagen. Wahrscheinlich werden die zurückkommenden Pariser den Deutschenhaß noch etwas energischer ausbilden. Was wollen wir dazu sagen? Im ehemaligen Osterreich steht jetzt ein Nationchen nach dem andern auf und sucht zu randaliren.

Aber es geht ein finsterner Geist durch dieses Haus, d. h. durch diese Nebenhäuser des heutigen Osterreichs. Die deutsche Cultur verwerfen sie und die eigene finden sie nicht. Es will anerkanntermaßen nichts gedeihen als die Corruption. Die schöne Austria erscheint wie eine vielgeplagte Kinderärztnerin, welche die störrigen Jungen beisammen halten und ihnen zubringen soll, was wir durch unseres Geistes Arbeit errungen. Einmal wird aber der Tag anbrechen, wo Mutter Germania ihre abgefallenen Kleinen wieder zu sich kommen läßt und dann wird der den ersten Preis erhalten, der den besten deutschen Aufsatz macht.

Im Ägeischen Meere.

Nun bleibt nichts übrig als einen herzhaften Sprung über den Balkan an den Bosphorus, nach Constantinopel oder Pera zu wagen. Alles, was dazwischen liegt, die Donaureise, der Aufenthalt in Rustschuk, die Eisenbahn bis Barna, die Fahrt nach Constantinopel und der Aufenthalt daselbst, das ist zwar seiner Zeit auch beschrieben worden und zu lesen gewesen, aber hier muß es verschwinden, weil das Büchlein nicht zu sehr ins Breite wachsen soll. Der Bericht hebt daher wieder in Pera an, vielmehr in Galata, wo dessen Lände ist, und weiß folgendes zu erzählen:

Freitag war's, der elfte April, als ich wieder in See stach, nach dem Land der Götter und der Helden. Eine Menge Schifflente, Träger, Jungen, Griechen und Türken, Armenier und Juden raufen sich am Strande zu Galata um den unerfahrenen Wanderer, der mit seinen irdischen Habseligkeiten, Koffern, Stock und Regenschirm wohl schwer durchkommen wird, wenn ihm nicht ein Schutzengel zur Seite steht, wie mir Herrn Rittrey's Portier, ein junger schneidiger, aus Cincinnati, doch von deutschen Eltern stammender Mann, der eigens mitging, um mich glücklich an Bord des „Jupiter“, der Lloyd-Gesellschaft schönen Dampfer, zu bringen. Dort war auch Herr Leitgeb anwesend, ein Director der Gesellschaft, zu Schwarz im Innthal geboren, der mich, so zu sagen, als Ehrentiroler einer besonderen Aufmerksamkeit würdigte, und mich dem Capitän sowie anderen Herren freundlichst empfahl. Das Schiff lag noch in einem wahren Jahrmarkt von Barken und Raikis,

die nicht allein die Passagiere, sondern auch viele Freunde hergebracht, welche von ihnen Abschied nehmen wollten. Große Unruhe, lautes Getümmel am Bord und im Wasser, bis endlich der „Jupiter“ sich zur Abfahrt anschickte, worauf die kleinen Schiffelein auseinander gingen, die besagten Freunde mit sich nahmen und dem Ufer zueilten.

Die Gesellschaft bestand zum größeren Theil aus griechischen Herren und Damen, worunter auch eine besonders schöne. Fast alle gingen nach Athen, um dort mit den Ihrigen das Osterfest zu feiern. Es war eine sehr liebenswürdige Gesellschaft. Sie freuten sich alle, daß sich nun wieder ein Hyperboreer aufgemacht, um das herrliche Athen zu sehen, und sprachen viel von seinen Wundern. Zu einem Abendtrunk kam es aber auch hier so wenig als auf den Donaudampfern. Die Herren tranken nur zum Mahle die Hälfte ihrer, wenn auch kleinen Flaschen und ließen die andere für morgen zurück. Nur ich wagte es, die meinige ganz zu leeren, in der festen Zuversicht, daß der andere Tag wieder eine andere bringen würde. Allmählich verschwanden die Passagiere und suchten ihre Cabinen auf.

Am nächsten Morgen dachten unsere Classiker, d. h. die classisch gebildeten Fahrgäste, sehr früh schon an die süße Pflicht, den heiligen Gestaden, an denen wir vorüberfuhrten, eine verehrungsvolle Neugier zuzuwenden; aber als sie aufs Verdeck traten, empfing sie ein starker Regen, der ihrer Pietät die empfindlichsten Schläge versetzte, denn unterm Regendach ist keine Begeisterung. Nach einiger Zeit wiederholte ich gleichwohl den Versuch, fand, daß es mittlerweile hell geworden und sah nicht weit hinter uns ein ehrwürdiges Castell, einen Thurm, der aus einer braunen Mauer aufragte, vielleicht das „altergraue Schloß“ von Sestos, der schönen Hero priesterlicher Aufenthalt. Jenseits fand sich zwar kein Abydos mehr, allein das konnte der Zahn der Zeit wohl hinweggenagt haben. So schwammen wir denn durch die Fluthen, durch die einst Peander und Lord Byron geschwommen, was ersterem bekanntlich einen nassen Tod, letzterem wenigstens ein Fieber eingetragen hat.

Am Ausgang des Hellesponts geriethen wir in die Gemässer des alten Troja. Für die Schiffe der Griechen, die einst hier vor Anker lagen, stehen jetzt auf den Höhen langweilige Windmühlen, die nicht einmal ihre Flügel rührten. Am nächsten Gestade zeigte sich ein weithin sichtbarer Tumulus, von unsern Classikern wagte ihn aber keiner zu benennen, geschweige denn die minderen Tumulos, die da und dort die Köpfe aufstreckten. Jetzt war es übrigens ganz still auf der Ebene, wo vor dreitausend Jahren die Völker so gewaltig auf einander schlugen, daß in den Stuben der Gelehrten der Lärm noch immer nicht aufhören will. Von allen Kriegen der fabelhaftesten, aber auch der gefeiertesten, hat er mehr für Kunst und Poesie gethan als alle anderen mit einander.

Fern im Lande erschien nun lang und blau der Ida, um mich an das vierzehnte Buch der Ilias zu erinnern. Aber

„The isles of Greece, the isles of Greece,
Where grew the arts of war and peace“ —

jetzt mußten sie herankommen, eine Anadyomene nach der anderen, wenn nicht die schönsten, doch die berühmtesten Inseln der Welt! Wer nicht näher nachdenkt — und wer hat in unseren Zeiten Zeit dazu? oder wer die Karte nicht studirt — diesmal war ich der einzige Passagier, der solche mit sich führte, namentlich die Generalkarte der südeuropäischen Halbinsel, die mir der Herausgeber, Herr Professor Heinrich Kiepert, zu dieser Reise freundlichst geschenkt hatte — der hält seit den Tagen seiner Jugend den Archipelagus für eine Sammlung von lieblichen Eilanden, an denen ihn der Fahrweg vom Hellespont nach dem Piräeus nothwendig vorbeiführen müsse. Er meint an Lemnos vorüber zu kommen und sieht im Geiste, wie Hephästos vom Himmel fällt, er glaubt, bei Lesbos werde ihm die verschwiegene Gartenlaube gezeigt, wo die glühende Sappho ihre leider verlorenen Oden dichtete, bei Chios das väterliche Anwesen, in dem der göttliche Homeros aufgewachsen, aber das ist alles nichts. Die Insel Tenedos schien zwar einen guten Anfang machen zu wollen. An ihr kamen wir

ziemlich nahe vorbei, sahen uns gegenüber ein wackeres Städtchen mit einer hochmaurigen Burg und lasen, daß da sechstausend arbeitsame Menschen wohnen. Dahinter zog ein hoher Hügel auf, zwar schön geformt, aber kahl, ohne Wiesen und ohne Wald.

Wir fiel da ein Vers ein aus dem ersten Buche der Iliade, wo der Priester Chryses den geistreichen Gott Apollon anspricht:

— — — Τενέδοιό τε ἵπυ ἀνάσσεις —
und Tenedos mächtig beherrschest.

Aber leider leben wir jetzt in ganz andern Zeiten; der Priester Chryses ist schon lange verschollen, der Gott Apollo ist zu seinen Vätern heimgegangen und die stupiden Türken, die jetzt das Eiland mächtig beherrschen, haben von beiden nie gehört.

Indessen — wer Tenedos als den Anfang einer zauberhaften, durch alle Schönheiten der Natur und die bedeutendsten Erinnerungen der Geschichte ausgezeichneten Inselwelt betrachtete, der fand sich auch bald enttäuscht. Als wir jenes Eiland hinter uns hatten, lag vielmehr der ganze Archipelagus wie eine grünenlose blaue Tenne vor uns, zwar von heller Frühlingssonne beschienen, aber am ganzen Rande mit einem undurchdringlichen Gehänge von griechischen Nebeln umzogen. Nur in leisen verschwimmenden Linien, gleichsam wie weit entlegen, zeigten sich die Inseln, an denen wir vorüberdampften, z. B. Imbros oder Lemnos, Lesbos oder Chios. Sie sind alle ziemlich gleich gebaut, jede ein langer mächtig hoher Berggücken, der sich da oder dort in eine Spitze erhebt. Übrigens schieben sich hier Festland und Inseln, und diese selbst so verwirrend durch einander, daß der schiffende Pilger immer in Zweifel ist, mit welchem Namen er die verschiedenen Fest- und Eilande, die da sichtbar werden, belegen soll. Ciceroni sind nicht vorhanden, denn die Mitreisenden haben sich mit diesen Fragen auch nie beschäftigt. So muß man sich denn mit Hülfe der Karten nothdürftig selber deuten, was man wissen möchte.

Um elf Uhr machte ein nahrhaftes Frühstück allen diesen Zweifeln ein vorläufiges Ende. Als wir nach einiger Zeit

wieder auf Deck kamen, war alles wie vorher, nur die Brise war viel kühler geworden und ließ die meisten wieder zu der Winterkleidung, die sie Vormittags abgelegt, zurückkehren.

Endlich kam die Nacht heran, als wir der Meerenge zwischen den dunkelnden Inseln Cubba und Andros nicht mehr fern waren. Herr Dunlop, ein gelehrter Engländer, richtete sich auf dem Verdeck ein, um im Lehnstuhl, im Paletot und Mantel zu sehen, wie der Mondschein die Säulen an dem Tempel zu Sunium verklären würde, doch sah er wohl den Mondschein, aber nicht die Säulen.

Wir anderen schliefen, aber nur bis halb drei Uhr, denn um diese Zeit kam der „Jupiter“ im Piräeus an, wo der Lärm des Ankerwerfens und der übrigen Verrichtungen, die jetzt eintraten, dem Schlase nicht günstig waren. Ohne Hoffnung ihn wieder zu finden, ging ich auf Deck und sah eine Runde von weißen Häusern und schwarzen Schiffen. In den Fenstern des zweiten oder dritten Stockes brannten noch einige Lichter; vielleicht bei lieben Kranken? Des Mondes silberne Schleppe streifte das Schiff. Ich hielt es zwar für meine Pflicht, den attischen Mond und seine Schleppe zu bewundern, aber wenn man das Wasser hinter sich haben möchte, gibt man doch auch nicht viel auf dessen magische Lichteffecte. Um halb drei Uhr ist im Piräeus so wenig Los als etwa in Potsdam. Es rührte sich keine Seele. Ich ging wieder hinunter in den Speisesaal, wo wenigstens der Kaffee dampfte. Es fehlte nicht an Gesellschaft, die den Capitän belobte, daß er uns so rasch ans Ziel geführt, aber den Dampfer tadelte, daß er sich so unnötig überstürzt hatte.

Ἐνεργῶναι, es wird Tag! sagte um halb vier Uhr jene besonders schöne Dame, nachdem sie vorher einen Blick durchs Fenster geworfen, und dieses Wort klang uns so tröstlich, daß es jeder beistimmend wiederholte, obgleich die Sonne deswegen doch nicht früher als nach fünf Uhr aufging.

Mit Aufgang der Sonne gingen aber außen an den Fenstern des Speisesaales auch schon jene unheimlichen Gestalten auf,

die Packträger, die Schiffer, Kutscher, Gasthofsmäkler u. s. w., die uns nun bitterlich bedrängten, bis wir endlich zu Bieren in einem bequemen Wagen saßen und Athen zufuhren. Da die Stadt Piräeus mit ihren 21,000 Einwohnern zwar recht gut gedeiht, aber, wie das Reisehandbuch behauptet, außer ihren breiten und langen Straßen den Fremden gar nichts bietet, so hielten wir nicht für gut, uns da einen Aufenthalt zu gestatten, sondern eilten rastlos durch, um bald nach Athen zu kommen. Die Straße, die dahin führt, ist breit und gut gehalten, von schattigen Silberpappeln eingefäumt und gefällt sicherlich jedem, dem der Morgenwind nicht die großen Staubwolken ins Gesicht jagt, die diesmal an das Wort erinnerten, das ein mißgünstiger Franzose zu Stambul gesprochen hatte, nämlich: *A Athènes vous ne trouverez que de la poussière.*

Einzelne Leser, welche die Allgemeine Zeitung schon im Jahre dreiundsiebzig zu lesen pflegten, erinnern sich vielleicht noch an das Hansle, den jungen Fuhrmann, der damals zwischen Innsbruck und Landeck auf- und abfuhr und unterwegs etwa fünfzehn Mal einkehrte, weswegen ihn denn auch mein Griffel zu verewigen suchte. Auf welchem Wege nun diese Gewohnheit aus Tirol nach Griechenland gewandert sein mag — sie ist jedenfalls glücklich angekommen und wird sehr fleißig geübt, so daß sie R. Bädcker mit allem Recht „die unleidliche Gewohnheit der griechischen Kutscher an allen Wegeschenken zu halten“ nennen durfte. Demgemäß waren wir kaum eine halbe Stunde gefahren, als der Kutscher schon bei einer solchen Schenke hielt und uns einlud, etwas zu genießen. Ja, was denn? Kaffee haben wir ja schon getrunken. Ein Glas Wasser, meinte er achselzuckend. In der Früh um halb sieben Uhr auf der Piräeus-Straße, im Angesicht der Acropolis und des Parthenon — ein Glas Wasser! — Scheusal!

Über ganz Attica und bis nach Böotien hinein stand aber eine breite und lange, tief liegende Wolkenschicht, die nach Osten hin keine rechte Beleuchtung aufkommen ließ und auf die Landschaft bedauerlich drückte. Der Hymettos, der Lycabettos, das

Pentelicon, der beschneite Parnes, diese kahlföpfigen Celebritäten alle, sie sahen in diesem fahlen Schein etwas angegriffen aus und konnten, so schön ihre Namen klingen, doch nicht den Eindruck machen, den sie zu machen gewohnt sind.

Endlich waren wir angekommen. Wir hielten auf dem stattlichen Verfassungsplatze, der unter dem königlichen Schlosse liegt. Da stehen auch die besseren Gasthäuser. Wir gingen ins Hôtel d'Athènes. Der Oberkellner empfing uns in einem Vorhemdchen, das in diesem Jahre noch nicht gewaschen war, in der Stube blieb mir, als ich den Rock aufhängen wollte, der hölzerne Nagel in der Hand, am Schranke fand sich der Schlüssel nicht und als er herbeigekommen, machte er nicht auf. Das sind noch ganz meine alten Hellenen, sprach ich, meine Lieblinge vom Jahre Sechsunddreißig! (Damit ist aber nicht gesagt, daß man im süßen Vaterland nicht auch das Gleiche erleben könnte.)

Ist das Alles, was unser Wanderer beim ersten Anblick der Acropolis zu sagen hat? Leider ja, denn mein Pathos liegt schon lang darnieder und „ein gesunder Realismus“ ist hiefür von selber eingetreten. Und doch wäre es so sachgemäß, sich durch den Anblick der Acropolis zu poetischen, historischen, philosophischen Betrachtungen verleiten zu lassen. Aber wenn wir an den alten Cecrops denken, an den trefflichen Theseus, an Solon, Socrates, Plato und so viele Andere, die alle auf Entwidderung unseres Geschlechts ausgingen, und wenn wir solche Bemühungen verfolgen, um am Ende auf die modernen Judenhegen und die Zerstörung von Alexandria zu kommen — so denken wir lieber über etwas anderes nach, als über die Perfectibilität der Menschheit.

Übrigens habe ich auch die Ausrede, daß dem pathetischen Bedürfniß des Lesers schon anderwärts willfahrt ist, wie denn dieser, wenn er S. 30 der Bilder aus Griechenland nachlesen will, wohl alles finden wird, was er billigerweise verlangen kann.

Seitdem der Verfasser selbst jene Zeilen wieder gelesen, möchte er sich gerne für einen Propheten halten, wenigstens für

einen halben — denn die eine Hälfte der Weissagungen ist reichlich eingetroffen, und die Erfüllung der andern wird nicht mehr lange auf sich warten lassen. Die Reiterstatuen der Wittelsbacher glänzen in Athen freilich nur durch ihre Abwesenheit, aber das Bild des bairischen Otto hat sich doch im Laufe der Zeiten beträchtlich verklärt, und sein Name wird immer mit dankbarer Wehmuth genannt als der eines Ehrenmannes und eines unvergeßlichen (ἀειμνηστος) Hylhellenen, dem man vielleicht doch Unrecht gethan.

Hier gesteht der Wanderer aber auch, daß er die Bilder aus Griechenland, die ja eigentlich eine Reise von Athen nach Corfu schildern, fast wie den Stern betrachtete, dem er nachzugehen hätte, und der ihn aus dem Orient über Land und Meer nach Bethlehem, d. h. nach Corfu und München, also in die Heimath, führen sollte. Dabei konnte er dann, wie er anfangs meinte, überall die anziehendsten Bemerkungen zwischen jener Vergangenheit und der Gegenwart aufstellen, so daß da nach seiner Einbildung eine Quelle der reichhaltigsten Belehrung sowohl für ihn als für den Leser sprudeln sollte.

Gleichwohl wird es anders kommen. Die Dampfer, die jetzt diese Linien befahren, gehen nämlich nicht die Wege, die damals das „*Kaiki*“ und die „*Braccera*“ gegangen, und diese auf eigenen Fahrzeugen zu verfolgen, schien mir zu zeitraubend und zu theuer. So werden denn auch der Zug der Reise und die Bilder aus Griechenland nicht gar oft zusammenreffen, was vielleicht auch nicht so übel, da der Leser, wie er einmal ist, der beständigen Vergleichen zwischen dem Einst und Jetzt vielleicht auch bald überdrüssig wäre.

Athen.

So steht denn der „Wanderer“ vor dem aufblühenden Athen, wie er seinerzeit vor dem verfallenden Stambul gestanden. Nicht als Forscher tritt er auf, um das Reich des Wissens zu vermehren, sondern als leicht zufriedener Tourist, um etliche schöne Erinnerungen heimzubringen. Studien, Kraft und Zeit sind schwach, gebrechlich und knapp, nur die Neigung zu erzählen, scheint nicht nachzulassen. Er gedenkt daher auch hier nichts Gründliches und Erschöpfendes anzustreben, sondern nur etliche Beobachtungen und Betrachtungen vorzulegen, welche Einzelheiten betreffen, die über seine Urtheilskraft, wie er glaubt, nicht hinausgehen.

Eine wesentliche Erleichterung wird er sich und vielleicht auch dem Leser dadurch verschaffen, daß er von Sammlungen und Museen, Denkmälern, Alterthümern, Ausgrabungen u. s. w. gar nicht sprechen will. Er hat davon zwar mit Hochgenuß Einsicht genommen, aber er fühlt sich nicht im Stande, darüber zu schreiben. Er ist ganz zufrieden, wenn man seine Berichte, sofern sie doch etwas sein sollen, nur als culturhistorische Versuche gelten lassen will.

Dabei thut ihm allerdings Leid, daß er über Kunst und Wissenschaft, die sich doch in Athen so kräftig entfalten, so wenig zu sagen weiß. Indessen ist von einem flüchtig Reisenden gerade in diesen Richtungen nicht viel zu verlangen. Um mit den verschiedenen Gelehrten Verbindungen anzuknüpfen, um die verschiedenen Ateliers zu besuchen, dazu fehlte nicht die Lust, aber wohl die Zeit.

Übrigens wird sich der Text der kommenden Seiten von griechischen Buchstaben und Wörtern nicht ganz freihalten können. Es ist nicht möglich, griechische Dinge zu besprechen, ohne ab und zu in die griechische Sprache hineinzugerathen. Indessen werden ja die classischen Studien in unserem Deutschland mit so viel Zeitverlust betrieben, daß sich wohl in jeder gebildeten Familie ein Mitglied findet, das den übrigen und namentlich den schönen Leserinnen, die ich mir auch mitunter einbilde, als ausreichender Erklärer behülflich sein kann.

* * *

Als die Türken am ersten April 1833 die Acropolis den Baiern übergaben, war Athen bekanntlich ein weiter un-malerischer Schutthausen, in dem allerdings noch viele uralte griechische Kirchlein und auch schon etliche, über Nacht aufgeschossene Grillenhäuschen standen. Die zurückkehrenden Athener und viele fremde Griechenfreunde, die herbeizogen, begannen nun schnell neue Bauten aufzuführen, vorerst kleine billige Herbergen, die jetzt zum Theil schon wieder verfallen oder beseitigt worden sind. Ober und unter der vorzeitlichen Kirche der Kapnikarää, in welcher König Otto am ersten Juni 1835 Volljährigkeit und Regierungsantritt feierte, steht noch ein Stück Straße, das in jene Zeit zurückreicht und jetzt einen Theil der Hermesstraße bildet. Da waren unsere Speisehäuser, die „Hôtels“, die wenigen Kaufläden, und alles, was sich auf höheren Erwerb verlegte. Die Hermesstraße, die schon 1833 durchgebrochen und eröffnet wurde, schnitt mitten durch die damalige Stadt, sofern man von einer solchen reden konnte.

Um dieselbe Zeit entstanden die Aeolus- und die Athene-Straße, welche in rechtem Winkel auf der des Hermes stehen, und mit diesen drei Straßen ist denn das alte Athen, d. h. die Stadt, wie sie unter der Türkenherrschaft bestand, theilweise fahrbar geworden, während man früher durch die engen alten Wege zumest nur gehen oder reiten konnte.

Die alte Stadt Athen ist zwar durch die Acropolis und den Areopag im Süden abgeschlossen, aber nach allen anderen Seiten ist freies Feld, und so entstanden denn allmählig außerhalb des alten Umfanges nach allen jenen Seiten schöne breite Straßen und weite große Plätze, wie der Verfassungsplatz, der Eintrachtsplatz u. a. An diesen weiten Straßen und Plätzen finden sich dann breite Trottoirs, schöne Alleen, auf den Plätzen auch Bänke, Blumenbeete und Gebüsche, Cedern und Palmen, Pavillons für die Militärmusiken, welche die Woche mehrmals spielen u. s. w.

Die Gebäude des neuen Athens sind sehr verschiedener Art. Fast das einfachste darunter ist das königliche Schloß, welches mit breiter Front von seiner Anhöhe auf die Stadt herniederschaut. Als das schönste wird mit Recht Schliemann's Haus angesehen, das an der Vorderseite zwei prächtige Bogengänge über einander und zahlreiche schmückende Bildsäulen zeigt. Überdies steht es in einem herrlichen Garten. Es fehlt auch nicht an andern schönen Bauten. Da ist die Academie der Wissenschaften, Hansen's vielbewundertes Meisterstück, die Universität, das noch unfertige Polytechnicum, das Nationalmuseum, das Parlamentsgebäude u. s. w. Die Häuser der Bürger sind in den fernsten Ausläufern der Stadt, die vom Mittelpunkte wohl eine kleine Stunde abstehen, meist einstöckig, näher heran werden sie zweistöckig und in der Stadt selbst zum Theil noch höher. Dabei sind sie in milden Farben getüncht und sehr reinlichen Ansehens, ja, wie aus dem Ei geschält. Sehr viele zeigen platte Dächer und sind durch Hof oder Garten von einander getrennt. Gothische Bauten oder solche im Geschmacke der Renaissance gibt's hier nicht. Auch hat die ganze Stadt nicht Einen Thurm.

In allen diesen Straßen, auf allen diesen Plätzen bewegt sich immer ein reiches Leben. Die Hermesstraße ist eigentlich schon zu eng für den jetzigen Verkehr. Überall stehen zweispännige Wagen, die immer zu thun haben; dazu kommt ein Tramway, der durch die Hauptstraßen zieht und bis in das

Phaleron hinunterreicht, auch weit zierlicher ist, als sein schmutziger Amtsbruder in Constantinopel. In der Hermesstraße findet sich Hof und Halle der Eisenbahn, welche die Stadt mit dem Piräeus verbindet. Des Abends bewegen sich auf der breiten Straße nach Patissa hinaus allerlei elegante Equipagen, mit der Blüthe der Bevölkerung gefüllt, so daß nach Rom's Muster und Vorbild nun auch in Athen ein Corso entstanden ist. Man muß nämlich wissen, daß diese junge Hauptstadt sich jetzt schon in der hellenischen Welt ein hohes Ansehen und große Beliebtheit erworben hat. Sie hat jetzt alle anderen Niederlassungen und Standorte des griechischen Volkes, wie Constantinopel, Smyrna, Alexandria, Oessa u. s. f. weit hinter sich gelassen. Wer da reich geworden ist und sich seines Lebens freuen will, der macht sich auf und zieht mit seinen Lieben und seinen Millionen nach Athen. Daher gibt es hier sogar schon Stutzer, d. h. junge Leute, die durch die Eleganz ihrer Toilette Aufsehen erregen wollen. Auch verlautet, daß die Familien einiger Geldfürsten schon mehr französisch als griechisch leben. Diese Erscheinungen sind nicht Allen zu Gefallen. Man hört manche Klagen, daß die Preise immer steigen, daß Athen bald die theuerste Stadt Europa's und nebenbei auch ein Capua der Geister zu werden drohe. Wenn der Einfluß der reichen üppigen Einwanderer das Übergewicht gewinne, so werde es auch eher ein klein Paris, als die wiedergeborene Stadt des Theseus werden.

Im neuen Athen ist die alte Landestracht, vielmehr die Fustanella, die aber doch erst im Befreiungskampfe als solche um sich griff, nur noch wenig zu sehen. Sie schwindet mehr und mehr mit jedem Tage. Hin und wieder ein alter Vorstadtkrämer, ein bejahrter Diener eines wohlhabenden Hauses, das ihn gern bei seiner malerischen Tracht beläßt, ein Ausgehender oder Portier und dergleichen Träger finden sich noch. Das Heroenalter ist vorüber; die alten, analphabeten Helden, die Orivas, Kolototronis u. s. w., sie sind dahin. So lange die Bursche, sagte einst Ludwig Koss, diese Maskerade tragen, kann nichts aus ihnen werden! Die Zeit scheint ihm Recht zu

geben, denn jetzt, nachdem Athen etwas geworden, trägt in der Hauptstadt kein angesehenener Mann mehr das ehemalige prächtige Kriegsgewand. In der Provinz dagegen verschwindet dieses nicht so rasch, und wenn jetzt einer im Kaffeehaus erscheint, der noch sein Fest, das aber viel größer und kleidsamer als das osmanische, die reichgestickte Jacke und die blüthenweiße Justanella beibehalten hat, so stüstert man sich zu: *είναι επαρχιώτης* — er ist aus der Provinz! In den Zeiten allerdings, wenn der griechische Landtag eröffnet ist, und die Männer vom thessalischen Tempe bis zum Taygetos in der Hauptstadt zusammenkommen, pflegen diese in alter Pracht aufzuziehen, und in den Straßen, in denen einst Socrates und seine Schüler luftwandelten, wimmelt es dann von Festis und Justanellen.

Ebenso hat man diese als Uniform für mehrere Jägerbataillone verwendet, welche jetzt an den nördlichen Grenzen stehen und von dem Volke, wie die Bersaglieri in Italien, so recht eigentlich als die Nationaltruppe angesehen werden.

* * *

Ein Wahrzeichen des neuen Athens sind die unzähligen Kaffeehäuser, die an den Hauptstraßen ganz glänzende, in den Nebengäßchen mehr ärmliche Locale einnehmen. Da fast immer die Sonne scheint, so stehen die Tische und die Stühlchen fast immer auf den Trottoiren oder auf den öffentlichen Plätzen, wie sie denn den Versassungsplatz fast zur Hälfte einnehmen. Das wahre Leben geht freilich erst am Abend auf, wo auch die Zeitungsbuben erscheinen und die frischen Blätter mit einem Geschrei ausbieten, das schwer zu überhören ist. Zugleich stellen sich die zahlreichen Lustro's ein, d. h. kleine, höchstens zwölfjährige Jungen, welche, wie in Italien, die Stiefel, die allerdings immer staubig sind, um fünf Lepta (Centimes) wieder hell und glänzend zu machen streben.

Aber so viele Leute da auch sitzen mögen und so angelegentlich sie plaudern, so wenig verzehren sie doch. Das Publicum spricht das Recht an, auf des Cafétiers Stühlen zu rasten,

ohne ein Lepton dafür auszugeben. Die meisten, namentlich die Damen, nehmen gar nichts, viele nur ein Glas Wasser, wenige ein Täßchen türkischen Kaffee, welches fünfzehn Lepta kostet und eigentlich nur aus einem einzigen Schluck besteht, da die größere Hälfte Bodensatz ist. So sah man auch am letzten Ostertage, als ganz Athen auf den Beinen war und in heiterster Stimmung um den Theseustempel, den Areopag, den Tempel des Zeus herumsaß, fast nur Asceten und Ascetinnen, die sich jedes Genusses enthielten, dann einige Üppige, die ein Glas Wasser und einige Verschwender, die eine Tasse Kaffee tranken. Wenn die deutschen Zeitungen berechnen wollten, daß die frühlichen Münchener am letzten Ostertage über 25,000 Mark im Freien gelassen, so könnte man dagegen behaupten, daß die vielen tausend Athener an diesem Tage ihrer Genußsucht nicht über fünfundzwanzig Drachmen geopfert haben.

Vom Weine (vor kurzem noch *κρασί*, jetzt hochgriechisch *οἶνος*) ist in Griechenland sehr wenig die Rede. Namentlich des Abends fragt Niemand, „wo man einen guten trinkt“. Der Grieche aus den gebildeten Ständen erlaubt sich höchstens bei der Mahlzeit ein Gläschen, etwas mehr nur bei Feierlichkeiten, bei Hochzeiten oder Kindstausen. Des Abends nimmt er nur Kaffee, Thee oder Wasser, im Sommer auch Eis. Was wir Frühshoppen oder Abendtrunk nennen, kennt er nicht. Doch sind die Weine, die in öffentlichen Localen geboten werden, durchschnittlich sehr gut. Der rothe im Hôtel d'Athènes, ein Viertel Liter um vierzig Lepta, schien mir recht lobenswerth, ebenso die von Cephhalonia und Zante kommenden, weißen und rothen, in der Philadelphia, der Gesellschaft der jungen Deutschen. Fast seltsam könnte man es bei so bewandten Umständen finden, daß in den Straßen auffallend viele Schilder über Weinhandlungen schweben, welche Weine von Thracien, von Bithynien, von Mitylene, von Tinos, Cyprien u. s. w. anbieten. Wer soll sie trinken? (Eine Antwort auf diese Frage scheint allerdings in der Behauptung des Herrn Meyer in Leipzig zu liegen, daß es unter den Griechen viele Säufer gebe, aber

Herr Meyer hat diese Behauptung mir gegenüber brieflich selbst dahin beschränkt, daß damit nur die Griechen in Constantinopel und Pera gemeint seien.) Von jener Mäßigkeit rührt es aber her, daß Männer oder gar Frauen, „mit denen Nachmittags nichts anzufangen ist“, hier gar nicht zu finden sind. Dadurch wird viele Zeit erspart, welche auf geistige Beschäftigungen verwendet werden kann, so daß auf Athens literarischen Feldern ein sehr reges Leben herrscht. Während unsere lieben Tiroler ihren Jugendtraum gewöhnlich mit einem Bändchen Gedichte, das Niemand liest, beschließen, fördert der junge Grieche eine brauchbare Monographie zu Tage, die allerdings mehr Mühe macht, auf der aber der nächste wieder fortbaut, um auch seinerseits das Reich des Wissens zu mehren. Es erscheinen daher namentlich im Bereiche der Landeskunde ohne Unterlaß schätzbare Schriften, wie man sie im „Lande der Räthsel und der Wunder“ schmerzlich vermißt. Von den jungen Freunden, die ich der Empfehlung des Herrn Geheimraths Agidi in Berlin und seines griechischen Freundes Herrn Papamichalopoulos verdanke, überreichte mir der erste, Herr N. Moschovakis, eine „Geschichte des in Griechenland unter der Türkenherrschaft geltenden öffentlichen Rechts“, der zweite, Herr N. Dimaras, eine „Geschichte des römischen Rechts“, der dritte, Herr Panagiotopoulos, eine Monographie „über die Lage achaischer Städte“, und der vierte, Herr A. Alexandropoulos, redigirt eine angesehenere Zeitschrift. Daneben werden Sprachen gelernt, das Beste aus der Weltliteratur, die täglichen Zeitungen und die wissenschaftlichen Journale gelesen, so daß sich allenthalben unterrichtete Männer finden, welche anregenden Umgang bieten. Vor vierzig Jahren war das in Tirol ungefähr ebenso — jetzt sind die gebildeten Kreise, mit Ausnahme der Innsbrucker Elite, sanft entschlummert; es werden keine Ideen mehr ausgetauscht, es wird nur noch gespielt. Wenn drei Tiroler beisammen sind, so karten sie. „Wo kann man des Abends eine Ansprache finden?“ „Bei uns nirgends!“ antwortete der Bürgermeister von **. „Vom Gebetläuten an ist das ganze Rest eine Spiel-

hülle!“ Deswegen ist auch die encyclopädische Bildung, die sich die jungen Leute in anderen Ländern durch abendliche Lectüre erwerben, dort unendlich gering. Die enchorische Literatur steht so fern wie die fremde.

Indessen — jedem Volk gefällt seine Art, und die tirolische vertheidigte jüngst ein junger Tiroler zwischen Scherz und Ernst in folgender Weise: „Ja, wir sind ein Volk von Ignoranten, aber wir befinden uns wohl dabei! Lectüre ist doch auch nur ein Vergnügen, und wenn wir im Spiel ein größeres finden, warum sollen wir das kleinere vorziehen? Alles Wissen, sagt der Apostel, ist Stückwerk, und sollen wir an dieses Stückwerk unsere schönsten Stunden hängen? Unsere Unbelesenheit ist uns nicht lästig; lästig sind uns nur die Fremden, zumal die Norddeutschen mit ihren wissensdurstigen Fragen, die wir nicht beantworten können; sie scheuen wir wie die Pest, obgleich wir die Gastfreundschaft noch immer unter den tirolischen Nationaltugenden fortführen. Übrigens ist das Privilegium der Unverständlichkeit zerrissen, und für die Schwachheit unserer Bildung und unseres Strebens erlischt die Nachsicht, seitdem man weiß, daß der Tag auch in Tirol vierundzwanzig Stunden hat, und daß wir sie nur besser ausnützen dürften, um allen Anderen gleich zu werden.“

Dieser Excursus ist übrigens namentlich den jüngeren Tirolern gewidmet, denn zu meiner Zeit gab's noch allenthalben kleine Gesellschaften unterrichteter Leute, und wenn die jüngeren sich einmal mit den älteren über diesen Punkt besprechen wollen, so werden sie finden, daß die letzteren alle meiner Meinung sind.

Indessen sieht es, den Tirolern zum Troste, in dem gemüthlichen Altbaiern auch nicht viel besser aus. Der historische und der Alpenverein üben zwar einigen literarischen Einfluß, aber im ganzen sind die Zustände noch immer so, wie sie vor fünfzehn Jahren in den „Altbaiernischen Culturbildern“ geschildert wurden. Wenn man einen ausnahmsweise gebildeten Jungen auf dem Lande nach seinem Befinden fragt, so wird er nicht anders sagen als: Unter Larven die einzige fühlende Brust!

So schwierig scheint es, durch ein bißchen Lectüre aus Literatur, Geschichte, Geographie so viel Material zusammenzubringen, daß sich das abendliche Gespräch mitunter über Bier, Tabak und das tägliche Hauskreuz erheben könnte. Liegt das an der Erziehung, die wir seit dreihundert Jahren genossen? Oder liegt es gar an der Race? Mir ist oft, als habe der hochedle Bajuvarus, unser gemeinschaftlicher Urvater, eine ungeschickte Heirath gemacht, vielleicht eine Bauerndirne aus Niederbayern oder eine bigotte „Waldblerin“ zur Frau genommen. Hätte er, wie andere Helden, sich mit einer griechischen Muse vermählt, wir wären ganze andere Leute!

Aber obgleich die neuen Athener nur wenig Wein trinken, so wissen sie doch den ihrigen mit aller Reclame anzupreisen. Man sieht da und dort die reizendsten Flaschen an den Fenstern stehen, deren Bedeutung durch Zeichnung und Malerei weithin verkündigt wird. Man findet auf den Etiketten die angenehmsten Götter, die lieblichsten Göttinnen und Nymphen, die in Rosenlauben sich gütlich thun und den Vorübergehenden einladen, ihrem Beispiele unbedenklich zu folgen. Dabei liest man natürlich auch, welche Sorte die Olympischen trinken, und zwar in französischer Sprache, die wohl die einzige ist, welche die Götter jetzt noch verstehen. So heißt es z. B. *Côtes du Parnès*, und ist der Parnès ein schon erwähnter Berg, der im Norden von Athen steht. Ohne Zweifel gibt es auch *Gouttes de Salamis* oder *Nectar de l'Hymette* u. s. w. — kurz alles, wie bei uns. Der Großhändler, von dem, wie es scheint, die meisten dieser Flaschen ausgehen, nennt sich übrigens *Solon*, und wenn man den Namen dieses unsterblichen Weisen auf den Etiketten glänzen sieht, so erlahmt der Widerstand gegen ihre Lockungen noch um so sicherer.

Eine andere, ebenso unschuldige Reclame liegt in der Übung, allen öffentlichen Gewerben, Buden, Werkstätten, Schenken noch einen zweiten Namen zu geben. Diese Anstalt z. B. heißt nicht bloß *Ζαχαροπλαστειον του* — Zuckerbäckerei des **, sondern auch noch *ὁ Μινως*, zum Minos; jenes Caffeehaus *ὁ Ζεύς*,

zum Zeus, ein anderes: Zur schönen Welt; diese Baderstube nennt sich Lacedämon oder Peloponnes; jene Tabakshandlung (*καπνοπωλείον*) ή *Θοράκη*, Thracien.

Ein bemerkenswerther Zug ist es auch, daß die neuen Athener sich nicht gern für Arbeiter ausgeben, sondern sich lieber als Besitzer von industriellen Anstalten aufspielen. Es heißt z. B. nicht Georgios Perios, Schuhmacher, sondern *Υποδηματοποιεῖον* (Schuhmacherei) τοῦ Γ. Α. Man liest sogar *Οἶνοπνευματοποιεῖον*, was Weingeistmacherei, hier vielmehr Schnapsbude bedeutet. Dies ist derselbe Zug, den unser Kanzler neulich den Berliner Schuhmachern vorgehalten hat.

Auch in Athen wird bald mehr Bier als Wein getrunken; das bairische streitet aber auch da ruhmvoll mit dem Pilsener und dem Wiener Gebräu. Neben den Flaschen, die von München über das Ionische Meer heran schwimmen, haben zwei Baiern mit Glück versucht, in Athen einheimische Brauereien zu errichten. Der eine, Herr Fischer, gründete auf dem Wege nach Patissia die erste dieser Anstalten, gab ihr nach bairischer Weise einen schattigen Garten mit Tischen und Springbrunnen bei und erlebte viel Glück. Da steht auch ein hübsches Häuschen, oben im Giebelfeld eine Scheibe mit der Inschrift „Zum grünen Baum“. Drinnen ist die Büste des Herrn Fischer selbst zu sehen, eine Physiognomie, die unverkennbare Anlage zur Bierbrauerei verräth. Über der Gartenthüre weist eine große Tafel die Aufschrift: *Ι. Φύσεο, Ζυδοποιός τῆς βασιλικῆς ἀνλῆς*, d. h. J. Fyser (sic), k. Hofbrauer. So lange Herr Fischer selbst den Garten überwachte, war er in gutem Schwung und Tag für Tag sehr stark besucht, jetzt aber, da er ihn, um sich mehr Ruhe zu gönnen, an einen Griechen verkauft hat, zeigt er nicht mehr die alte Zugkraft. Während ich da mein Gläschen trank, kam ein alter griechischer Herr an meinen Tisch und fragte, als wenn er einen Kenner vermuthete, ob das Bier auch gut sei. Ich antwortete, daß es zwar der rechten Frische entbehre, aber im ganzen doch als ein pfennigvergeltliches (*ἀξιότιμον*) Getränk betrachtet werden könne. Er setzte sich nun zu

mir, durchfragte mich natürlich nach allen Richtungen, war aber auch sehr mittheilsam, als ich meinerseits die Fragen begann, und verhehlte nicht, daß er G. Konstantinides heiße, ein alter Schulmann, *συνταξιόχορος*, Pensionist und namentlich ein guter Freund weiland des ottonischen Leibarztes Dr. Bernhard Köser und der Gebrüder Feder dahier gewesen sei. Auch die gelehrten Professoren Dr. Ulrichs und Ludwig Roß rühmt er sich gekannt zu haben. Von allen diesen Freunden wußte er viel Löbliches zu erzählen. Überdies sei er tief eingeweiht in allerlei Geschichten und wisse genau, warum und wie *ὁ μακαρίτης*, der selig entschlafene König Otto, verjagt worden. Ich bat ihn dringend, seine Memoiren zu schreiben und der Nachwelt seine Geheimnisse nicht vorzuenthalten.

Ein anderer Unternehmer aus Aschaffenburg, der dort das bayerische Bier zu Ehren gebracht hat, ist Herr Fix, der sich griechisch *Φίξ* schreibt. Auch er nennt sich Brasseur de la cour und wird seine Anstalt am südlichen Fuß des Lycabettus selbst von Griechen gern besucht. Übrigens sei, um alles zu erschöpfen, auch noch des Herrn Bernudakis gedacht, der in der Phokionsstraße ein Bierstübchen mit Gärtchen hält und dort Münchener Bier auschenkt, wovon das Quartglas fünfundsünfzig L. kostet, so daß sich ein bayerischer Gast, der unter drei Liter nicht zu Bette gehen will, leicht arm trinken kann. In der Stube hängen zwei große Glastafeln, deren eine in mächtigen Buchstaben verkündet: *Άσφατα δὲν ἐπιτρέπονται* — Gefänge werden nicht gestattet — die andere aber: *Πίρωσις εἰς οὐδένα δίδεται* — Credit wird nicht gegeben. Obgleich nun Herr Bernudakis mehrentheils von Deutschen besucht und in seinem Flor erhalten wird, so kann man vielleicht doch entschuldigen, wenn er die Deutschen nicht singen lassen will, da ihre Gefänge den Wohlklang der griechischen schwerlich je erreichen werden, aber weniger feinstinnig erscheint es, sie gewissermaßen des leichtsinnigen Schuldenmachens zu zeihen.

Übrigens sind die Keller, wenn sie vorhanden, durchschnitlich schlecht, und da das Eis zu theuer ist, um zur Kühlung

verwendet zu werden, so sind die griechischen Biere nach unserem Geschmacke schon jetzt, im April, viel zu warm.

Nachdem wir nun, vielleicht nur zu gründlich, von den Getränken gehandelt, wollen wir auch einiges über die griechischen Speisen sagen und zuvörderst bemerken, daß sich der Tafelfreuden halber Niemand nach Athen zu bemühen braucht.

Als Homeros sang, aßen die Griechen allerdings nicht allein Schafe, sondern auch Kinder, Schweine, Rehe, Hirsche und allerlei Geflügel, worunter die Gänse namentlich aufgeführt werden, allein, was die berühmtesten Symposien der späteren Zeit betrifft, so wissen wir nur, was sie dabei gesprochen, nicht was sie dabei gegessen haben. Immerhin ist es möglich, daß diese ihren Reiz doch mehr aus attischem Geist und Wisz als aus der attischen Küche gezogen. Wenn man die jetzigen Zustände bis ins Alterthum zurückziehen dürfte, so möchte man annehmen, daß die Hellenen hauptsächlich doch immerdar von Lammsbraten gelebt, von *ἀρνι ψητό*, Arni psitó. Dieser, von Zwiebeln und Knoblauch umgeben, begleitete die Griechen durch den trojanischen und den peloponnesischen Krieg, durch die römischen und türkischen Zeiten, und als die langersehnte Freiheit erschien, war er auch wieder da. Theseus, Pericles, Phidias, Socrates, alle großen Männer Griechenlands wußten ihn sicherlich zu schätzen und vergnügten sich an seinem Dufte. Seit es in Griechenland Speisefarten gibt, hat sie immer das Arni psitó beherrscht; schon „bei der schönen Wienerin“ in Rauplia, 1834, hatten wir nichts Anderes. Hin und wieder zeigt sich allerdings ein Dohse oder ein Kalb, fast täglich ein dindonneau, auf der Karte, aber von diesen Creaturen ist in Griechenland immer eine magerer als die andere, und der Franke läßt bald ab von ihnen. Im Laufe der Zeiten ist die griechische Küche übrigens mit der türkischen ganz und gar verwachsen und eins geworden. Kind- und Kalbfleisch ist der Türke nicht, weil er die Thiere lieber zum Ackerbau verwendet; ebenso der Grieche. Enten, Gänse, Truthühner, Wildpret, Schweinefleisch ist der Türke nicht, weil das Alles unrein ist; der Grieche aber ist

es nicht, weil es der Türke nicht ist. Austern, die am Bosphorus so billig, kommen im Piräeus gar nicht vor. Fische, die schon Homer nicht zu schätzen wußte, erscheinen nicht auf der Karte, nur eine gewisse kleine Gattung wird, wie bei uns die Würstchen, als Einlage in den Suppen verwendet. Also *Arni psitó!*

Was Kunstschätze und Museen betrifft, so wetteifert das alte, wiedererstandene Athen allerdings mit dem jungen Florenz, aber weit zurück steht es im Felde der Erquickung, die dem Kunstgenuß immer folgen muß, wenn er nicht die Gesundheit untergraben soll. Viele Kunstfreunde werden eingestehen, daß sie zwar des Morgens mit heiligem Eifer den Uffizi zusteuern, daß sie aber nach ein paar Stunden mit ebenso inbrünstiger Sehnsucht die antiche *carrozze*, „die alten Wagen“, ein Speisehaus, zu erreichen suchen, wo wirklich wie für Götter gekocht wird. Übrigens steht die Kochkunst sicherlich am höchsten bei jenen Völkern, die am wenigsten zu sich nehmen, also namentlich bei den Italienern und Franzosen; je mehr in einem Lande gegessen wird, desto schlechter wird gekocht. Dieser Lehrsatz auf die Griechen angewendet eröffnet auch ihnen eine schöne Zukunft. Also *ἐλπιδες ἐν ζωῶσι!*

* * *

In ganz Italien gibt es meines Wissens keine Stadt, die eine genießbare Umgebung besäße, so nämlich, daß die Einwohner an Sonn- und Feiertagen über Land gehen, sich in schattigen Gärten zum Trunke setzen und sich ihres Lebens freuen könnten, wie das durch ganz Deutschland ein altherwürdiges, in Goethe's Faust so lieblich gefeiertes Herkommen ist. In diesem Stücke haben sich nun aber die Athener mit voller Liebe den Deutschen angeschlossen, so daß auch hier an Sonn- und Feiertagen, namentlich im Frühjahr, die halbe Stadt auf dem Lande ist. Hieher gehören schon, obwohl sie mehr ein Auswuchs sind, die Wegetschen, die Cassenia an den Landstraßen, bei denen, wie schon oben ausgeführt, alle

Kutscher halten, während der Pilger, der da allenfalls auf eine „kellerfrische Halbe“ gerechnet, zu namhafter Enttäuschung nur schlechten Kaffee und ein Glas Raki genießen kann. Besser ausgebildet und einladender sind die neuen Gründungen in der nächsten Nähe von Athen, zumal am Tempel des Zeus, an den hochclassischen Gestaden des Ilissus, an der Quelle Kallirrhoe. Da stehen in langer Reihe allerlei Gärten, denen man natürlich lauter großartige Titel gegeben, so daß der eine der Musengarten heißt, der andere der der Grazien u. s. w. An warmen Sommerabenden sammeln sich da die Athener und die Fremden mit ihren Gattinnen und Töchtern, und lassen sich von böhmischen oder italienischen Spielleuten beiderlei Geschlechts mit Gesang und Saitenspiel ergözen. Hier sind auch zwei oder drei Sommertheater aufgeschlagen, die aber jetzt ihr Geschäft noch nicht eröffnet haben. In welcher Sprache da gespielt werde, das wußten meine Begleiter nicht sicher anzugeben. Der Eine meinte griechisch, der Andere italienisch — wahrscheinlich wechseln beide Sprachen ab. Am zwölften April wurde in Athen Aida aufgeführt, doch kann ich nicht sagen, wo? da ich selbst nicht hinging, und der Zettel, das einzige Wahrzeichen, das mir von dieser Oper in Händen geblieben ist, den Ort nicht angibt. (Der Bau eines neuen und ansehnlichen Theaters in Athen ist leider ins Stocken gerathen — das einzige Unternehmen dieser Art, das nicht gedeihen will.) Jener Zettel ist seltsam anzusehen. Er ist nämlich ganz griechisch, bis auf die italienischen, lateinisch gedruckten Namen der Rollen und der Spielenden. Leser, die an solchen Sachen ein Vergnügen finden, werden sich vielleicht freuen, wenn sie da erfahren, daß *πρωξις* ein Act, *σκηνογραφιαί* die Decorationen, *ιματισμός* die Garderobe und *θεωρεία* eine Loge bedeute. Die Sänger, Signor Rossi, Sr. Migliori u. s. w., sind lauter Italiener.

Ein andermal fuhren wir nach Kolokythá, einem Ort, der eine Stunde von der Stadt unten am Kephissos liegt. Hier ist eine ganze Niederlassung von Gartenwirthschaften, alle noch

sehr jung, aber nicht ohne Zukunft, wenn im Herbst die Mücken nicht dazwischen treten. Hier gab es kühlen Schatten, guten Wein, und meine griechischen Begleiter fanden die Marulia, eine Art Lauch, sehr wohlschmeckend. Noch energischer ist aber Phaleron, der alte berühmte Hafen, vorgeschritten. Dies war dazumal ein öder Meeresstrand, der an eine einsame Haide gränzte. Wir ritten zuweilen hinunter, um zu baden, und ich erinnere mich noch, wie wenn es heute wäre, daß eines Abends mehrere Kameeltreiber daherkamen, daß die andern weiterzogen, einer aber sich mit Erlaubniß zu uns setzte und anfang: *ὁ Λουκιανὸς λέγει* — Lucian sagt — „Wie? was? Lucian? Wer ist denn der Lucian?“ „Ein griechischer Schriftsteller, den ich gelesen habe, da ich einst Grammatikos (d. h. Schriftkundiger, Rechnungsführer, Secretär) zu werden hoffte.“ Wir waren sehr überrascht über diesen kameeltreibenden Schriftgelehrten, aber es zeigte sich bald, daß er den Lucian und auch noch andere Autoren wirklich gelesen hatte.

Um aber auf das heutige Phaleron überzugehen, so verspricht oder droht dasselbe ein wahres Bajä zu werden. Dahin führt nicht allein eine Eisenbahn, sondern auch ein Tramway, und da gibt's nicht allein schön geordnete und getünchte, in einer langen Zeile aufgereihete Badehüttchen, sondern auch sonst allerhand Üppigkeiten, einen Gasthof, Restaurationen, auf einer künstlich aufgeführten Rotunde unter hölzernem Peristylus einen Rundsit, wo im Sommer dem neuen Gott Gambrinus geopfert wird, Gondeln, Segelschiffe u. s. w. Im Sommer thut sich auch ein Tagestheater auf. An den felsigen Gestaden, links und rechts, die damals so weltverlassen trauerten, zeigen sich jetzt neue Gartenanlagen und schöne Villen, einige mit Wirthtürmen ausgestattet. Und an dem Tage, da wir hinuntergekommen, feierte der athenische Vodeh-Club sogar ein Rennen, welches so viele Zuschauer herbeizog, daß es auf dem Heimweg der Enge halber in unserem Coupé fast zum Kaufen kam.

Da das schöne Athen zwischen Neapel und Constantinopel ungefähr in der Mitte liegt, so vergleicht man mitunter im Geiste, wie sich das Volk da und dort auf der Gasse zeigt. Man erinnert sich an den lästigen, bettelhaften, aufdringlichen Pöbel jener beiden Großstädte, an jene zerrissenen, schmutzigen, nicht loszuwerdenden Gestalten, an ihr ohrenzerreißendes Geschrei, und gesteht sich mit Vergnügen, daß die jüngste Schwester denn doch die vornehmste ist unter den dreien. Der mindere Athener ist, wie Bäderer mit Recht sagt, freundlich und gefällig, aber keineswegs zudringlich. Man kann in den Straßen ruhig gehen, ohne beständig von Hausirern und Lungerern aller Art belästigt zu werden. Das Geschrei hält sich in den engsten Gränzen, der Straßendiebstahl, der sich in Neapel so mächtig ausgebildet, daß man alle Abende davon zu reden hat, ist hier ganz unbekannt, und an Sonn- und Feiertagen erscheinen auch die ärmeren Leute in reinlicher Tracht.

Übrigens ist zur Zeit die Stadt auch in einem ungeheuren, wahrhaft amerikanischen Aufschwung begriffen. In allen Straßen wird gebaut, und man behauptet, daß fortwährend gegen hundert Häuser im Entstehen seien. Athen zählt jetzt über 80,000 Einwohner.

In einem gewissen Stücke unterscheiden sich die Griechen sehr vortheilhaft von den gesammten oder wenigstens von den deutschen Abendländern. Wenn nämlich in unseren Zonen das Land oder die Gemeinde z. B. einen Zipfel Erde braucht, so verlangt der Eigenthümer, auch wenn er sonst Patriot ist, drei- oder viermal mehr, als er außerdem erhalten könnte, während der Grieche in einem solchen Falle den Zipfel umsonst herschenkt und, wenn ein Bedürfniß vorhanden, noch so viel als nöthig dazuschieft. Für Kunst und Wissenschaft hatte das Königreich Griechenland bisher sehr wenig auszugeben, es traten überall die Stammgenossen ein. Die Sternwarte und die Academie der Wissenschaften, zwei prächtige Gebäude, hat Baron Sina in Wien hergestellt, das Arfaktion, eine höhere Schule für Lehrerinnen, ein Herr Arfakis, das Barbaktion, ein

ganzes Gymnasium, ein Herr Barbakis; die Augenheilanstalt und das bürgerliche Spital, das Centralmuseum, das Polytechnikon sind ebenfalls milde Stiftungen; Bilder, Sammlungen, Bibliotheken werden geschenkt, um dem Vaterlande eine Ehre anzuthun und die Bildung des Volks zu fördern — überall findet man die Zeichen dieses schönen Zuges. Man hat es dem Fragmentisten mit Recht verdacht, daß er um diese edle und hervorragende Eigenschaft der Griechen sein Leben lang sehen herumging und sie hervorzuheben sich nie entschließen konnte.

Niemand wird sich wundern, daß die Athener auf ihre junge Stadt sehr stolz sind. Bei jeder neuen Vorstellung war die erste Frage sicherlich: Nun, wie gefällt Ihnen unser Athen? Und wenn sie erst erfahren, daß ich schon vor fünfzig Jahren da gewesen, tauchte gewöhnlich eine harmlose Ironie auf, etwa in den Worten: Nun, meinen Sie nicht, daß wir Fortschritte gemacht? oder: Sie werden es etwas verändert finden? oder: Gefällt's Ihnen jetzt nicht besser als dazumal? Als Einer, ein junger Enthusiast, vernahm, daß ich eben vom Bosporus komme, sprach er emphatisch: Constantinopel ist mit all seinem türkischen Plunder eine alte Bettel, aber Athen ist eine junge Hebe, die täglich schöner heranwächst und bald die Freude von ganz Europa sein wird.

Zu jener athenischen Üppigkeit, zu der genussreichen Hauptstadt, steht aber das griechische Land, die griechische Provinz in einem abschreckenden Gegensatz. Hier hat das halbe Jahrhundert, das seit der Türkenherrschaft verstrichen, hier haben die Freiheit, die Presse, die Bildung, die Wissenschaft sehr wenig gewirkt. Man reist unter Kalmüken und Baschkiren mit eben so viel oder mehr Comfort als unter den Enteln des Pericles und des Phidias. Leidliche Gasthöfe haben nach Bädiker's sehr verlässigem Führer durch Griechenland außer Athen nur Zante, Patras, Piräeus und Syra — in allen anderen Orten muß man das Lager, die Lebensnothdurft und das Getränk selbst mitbringen, alle Empfindlichkeit für Schmutz und Unflath zu Hause lassen und namentlich das Insectenpulver nicht ver-

geffen, da das Ungeziefer, was überall gefunden wird, „die Begeisterung für den classischen Boden ganz gewaltig abzukühlen vermag.“

Allerdings ist die griechische Gastfreundschaft zur Zeit noch in gutem Stande, und in den angesehenen Familien zeigt Aufnahme und Verpflegung noch immer die gewinnendste Herzlichkeit, aber die Leistungen sind eben sehr verschieden und oft müssen die minderwerthen viel höher vergütet werden, als jene von erster Sorte, die eigentlich gar keine unmittelbare Vergütung zulassen, da selbst die Dienerschaft keine Trinkgelder annimmt. Ein Bekannter weiß aber zu erzählen, er habe einst draußen in Bötien bei einem Bauern eine höchst primitive Nachtherberge genossen, der Landmann ihn aber sogleich in sein Herz eingeschlossen und von da an als den Hauptbetheiligten bei allen Familienfesten gelten lassen, so daß die Geschenke, die er bei Taufen, Heirathen u. s. w. zu spendiren gehabt, leicht über siebenzig Franken gegangen seien. Ueberdies ist es nicht nach Jedermanns Geschmack, unerwartet und ungeladen in fremde Häuser einzufallen, um da, wie man sagt, sich und Andere zu geniren. Auch ist nicht Jeder in der Lage, sich mit jenen Empfehlungen erster Sorte auszustatten.

Wie wenig man aber zur Zeit noch ohne diese Nothhülfe erwarten darf, kann z. B. schon ein kleiner Ausflug nach dem vielbefangenen, sechs Stunden entfernten Schlachtfeld von Marathon zeigen, wo auch der begeistertste Philhellene zum Abendmahl in einer stinkenden Hütte nur Wasser, hartes Brod, Harzwein und Feigen erhalten wird, sich aber allerdings in orientalischer Freiheit auf den nackten Boden legen kann, wo er will. Auch wird er sich sehr enttäuscht fühlen, wenn er etwa da viel wohlfeiler zu leben glaubte als im Hôtel.

Durch die griechischen Berge kann der reisende Philhellene nicht wie durch die deutschen Alpen allein mit Keisetasche und Regenschirm pilgern — da braucht er einen Courier oder Dragoon, der die Pferde und die Verpflegung stellt, auch französisch spricht, aber dagegen täglich fünfzig Franken einzieht.

Wenn ein junger Archäologe da einen Monat lang herumreist, so wird er mehr brauchen als zu München in einem ganzen Jahre.

Man kann den Griechen nicht oft genug sagen, daß ihnen solche Zustände nicht zur Ehre gereichen. Wenn sie Fremde in ihrem Lande sehen wollen — und die Journale erlassen solche Einladungen sehr oft — so fordert es der Anstand, denselben das Leben erträglich zu machen. Einmal sollte durch den hochwürdigen Klerus die Keulichkeit ebenso sehr als das Fasten und Beten empfohlen werden, und dann scheint es höchste Zeit, eine Actiengesellschaft zur Herstellung menschenwürdiger Gasthäuser in allen größeren Orten des Landes zu bilden, nicht wie in London mit dreihundert, sondern vorläufig mit drei oder vier Zimmern. Dazu dann strenge Aufsicht und feste Tarife, denn so reich an Tugenden die gebildeten Griechen, die Philosophen, die Professoren, Rechtsgelehrten, die Ärzte und Staatsmänner auch sein mögen, die Kellner, die Pädia und die Xenodochen (Wirth), die Agogiaten (Maulthiertreiber), Schiffer, Kutscher u. s. w. gehören nicht alle zu den besten ihrer Zeit.

Man darf dabei wohl an das mythische Land Graubünden erinnern, welches vor einem Menschenalter in der Keulichkeit auch weit zurückgeblieben war, bis sich in der andern Schweiz eine Gesellschaft bildete, und in Hohenrhätien über ein Duzend mäßig große, aber keine Gasthäuser errichtete, zum großen Vortheil des Landes, der Fremden und der Unternehmer.

Die gewünschte Vergastlichung des Landes wird aber jetzt um so dringlicher, als der griechische Landmann den Fremden neuerlich die Freundschaft aufzukünden scheint. Wenigstens sagten die Athenischen „Zeiten“ (*Kairot*, Times) vor kurzem: „Unsere Landsleute geben den Fremden vielfältig ein widerliches Beispiel räuberischer Gewinnsucht und ungestlicher Rohheit. Einige Reisende, die neulich von Corinth und Delphi kamen, erzählten nicht ohne Empfindlichkeit, wie unfreundlich sich viele Bauern und Mönche gezeigt und welche unersättliche Habgier die Bewohner des Isthmus von Corinth bewiesen.“

Man muß wohl zugestehen, daß die Jahre, welche in Griechenland seit dem Anfang der Verfassung (1843) dahingegangen, wenig anderen Inhalt zeigen, als schöne Reden, ärgerliche Intriguen und tückische Feindseligkeiten der sogenannten „wohlthätigen Mächte“, daß namentlich für die innere Kalobotik fast nichts geschehen und das Land ruhig in seinen halb-wilden Zuständen belassen worden ist. Der Straßenbau und die Eisenbahnen wollten gar nicht gedeihen, und ohne Verkehr gibt es bekanntlich keinen Fortschritt. Nun soll auch in diesem Stücke ein erfreulicher Umschlag eintreten. Das Ministerium Trikupis, das nur die kurze Bahn vom Piräeus nach Athen vorfand, baut jetzt mit rüstigem Eifer mehrere zu gleicher Zeit.

Vom Piräeus nach Eleusis dampft man seit einigen Wochen und bis Patras, ja bis Pyrgos, gedenkt man nächstes Jahr zu kommen. In der letzten Zeit ist auch die Bahn von Pyrgos nach Katakolon und die von Volos nach Larissa in Betrieb gesetzt worden. Heuer soll noch jene fertig werden, welche von Belestinos quer durch Thessalien nach Trikala läuft. Für das Jahr 1886 sind die Bahnen von Corinth nach Nauplia und von Athen nach Laurion angesetzt. Seit dem Jahre 1882 sind 600 Kilometer neue Fahrstraßen eröffnet worden und 541 sind im Bau.

So erhoffen wir denn eine Annäherung, vielmehr Angleichung auch in diesen Dingen, in denen uns die Hellenen bisher am fernsten standen. Als unausbleibliche Folge des gesteigerten Verkehrs erwarten wir nämlich, daß das Land viel reinlicher und wirthlicher werde.

* * *

Die griechischen Zeitungen nehmen jetzt auf alle neueren Nationen gebührenden Bedacht, allein sie gerathen dabei in große Schwierigkeiten. Die alten Hellenen hatten auswärts hauptsächlich nur mit Ägypten und Persien zu schaffen, und dabei gaben sie den Namen der Länder und der Leute immer eine solche Gestalt, daß sie mit griechischem Munde leicht zu

sprechen, mit griechischen Buchstaben leicht zu schreiben waren. Für Chusu z. B. sprachen und schrieben sie Cheops, für Dareiusch Dareios u. s. w. Solche Umgestaltungen passen aber heutzutage nicht mehr, und die Griechen müssen daher eine Menge Namen schreiben, für die ihnen die nöthigen Buchstaben fehlen. In dieser Verlegenheit bleibt ihnen nun Nichts übrig, als die fremden Wörter und Namen ungefähr so zu geben, wie sie gesprochen werden und hiezu ihre griechische Schrift zu verwenden.

So können sie also Quinet, da ihnen q und u fehlt, nicht anders schreiben als *Κινέ* oder *Κυνέ*, Cartwright wird, da c, w und h abgehen, zu *Κάρτραϊτ*, White zu *Ουάιτ*, John zu *Τζών*. Wer einen solchen Namen nicht schon vorher kennt, der wird nicht immer errathen, wie er abendländisch laute. Es fällt z. B. wohl nicht Jeder darauf, daß der Herr Hofbäcker *Stx* ein deutscher Schick ist.

Doch herrscht in diesen Sachen noch wenig Übereinstimmung, und die Schreibarten wechseln gar oft. Der Eine schreibt für englisch Lady *Λαϊδη*, der Andere *Λέδη* oder *Λέδν*. Jüngst fand sich in einer Athener Zeitung der Name eines englischen Commandanten *Χαϊβε* geschrieben. „Wie schreibt sich der wohl auf englisch“, fragte ich den Redacteur, dem ich zufällig begegnete. „Ich weiß es nicht,“ antwortete dieser. „Der Telegraph hat den Namen so gebracht.“ In einem anderen Blatte fand sich aber derselbe Name als *Χαβ*, was wohl auf Hay führen möchte. Manchmal schreiben sie den Namen auch phonetisch, obwohl die entsprechenden Buchstaben vorhanden sind; so *Μιυελέ*, wo doch *Μιυελέρ* verständlicher wäre.

Anderer setzen solche Namen mit lateinischer Schrift in den Text, was aber dem Auge unangenehm auffällt. Wie ist da zu helfen? Das Beste wäre vielleicht, wenn die Griechen alle die Buchstaben, die ihnen fehlen, also c, h, q, u, v, w nach griechischem Typus schneiden ließen und sie ihrem Alphabet als exotischen, nur für fremde Sprachen bestimmten Nachtrag anhängten. Übrigens nehmen sie manches auch zu genau. Man

solte glauben, wenn sie unser Geibel Γελβελ schrieben, so wäre daran nichts auszustellen, allein ein Verehrer, der dem dahingegangenen Dichter in der Zeitschrift *Akropolis* vom 12. März ä. St. einen gefühlvollen Nachruf widmete, glaubte den Namen ungethümlicher Weise Γκαίμπελ schreiben zu müssen. Und warum? 1) Weil die Griechen behaupten, ihr γ, das vor weichen Vocalen wie j lautet, sei etwas anderes, als unser g, das denn doch auch in Berlin ganz griechisch ausgesprochen wird, und weil sie für letzteres deswegen γκ eingeführt haben; 2) weil sie ει wie i aussprechen und so den Laut unseres ei durch αι (warum nicht lieber durch ει?) versinnlichen und 3) weil ihr β wie w klingt und sie daher für das abendländische b etwas unbehüllich μπ setzen. Man schreibt also Ουίμπεργ oder Βιλμπεργ für Wilberg, Μπέκ für Beck und sogar Μπόν für französisch Bon. Man müßte daher wohl auch für das abendländische b ein eigenes Zeichen bestimmen, was um so leichter, als für das griechische deren zwei, β und β̄ vorhanden sind, und das eine wohl unserem b zugewiesen werden könnte.

Hier noch einige andere seltsame Beispiele dieser Gattung, die mir in den Zeitungen aufgefallen sind. Zu dem eben behandelten Stämpel erscheint ein Seitenstück in Γκαίτε, was nichts Anderes sein soll als Goethe. Σίλλεο ist Schiller, Σώλςβουροϋ = Salisbury, Χίρς = Hirsch, Κάχωρο = Cahors, Βεργέν = Vergennes, Γράμβιλλ = Granville, Φουκέ = Fouquet, Μπαϊστ = Beust, Γκωζώτης = Guizot. Leonardo da Vinci erscheint bei dem Einen als ό Βίγκιος, bei dem Anderen als ό Οβίντζης.

* * *

Die Griechen hatten in früheren Zeiten keine Familiennamen. Ausgenommen etliche alte, in ihrer Art berühmte und reiche Geschlechter, die ihre hergebrachten Namen seit Jahrhunderten führten, nannten sich die anderen, zumal die Landleute, nur jeder nach seinem Vater, so Johannes des Georgios (Sohn), Georgios des Johannes u. s. w. Nach dem Befreiungs-

Kriege brachte es schon die neue Ordnung des Landes mit sich, daß jedes Familienhaupt einen nunmehr unabänderlichen Namen annehmen mußte. Die Wahl war natürlich freigegeben und eine große Anzahl dieser Namenlosen griff unbefangen in die alten Zeiten und nahm sich eine beliebige Celebrität heraus, wie sich von selbst versteht, ohne irgend eine Prätension auf irgend eine Abstammung oder sonstige Beziehung zu dem antiken Namensvetter. So haben wir denn jetzt wieder einen Homeros, Hesiodos, Agamemnon, Achilleus, Odysseus oder aus der späteren Zeit Themistocles, Aristides, Pericles, Socrates u. s. w., wobei übrigens zu bemerken, daß diese Namen nicht nur als Familiennamen sondern auch als Taufnamen gebraucht werden. Zwischen denselben bewegt sich aber ein noch ungezähltes Heer ganz abweichender, barbarisch klingender Namen, die Pericles und Socrates sicherlich nie gehört haben, wie Belimeßis, Surmelis, Bardumbákis, Tsankarákis, Waruzákis, Kastanzoglou und tausend andere, welche aus dem Türkischen, Albanesischen, Slavischen, Armenischen, kurz aus allen Sprachen der Levante hervorgegangen. Auch manche italienische finden sich darunter, die zumeist von den ionischen Inseln herübergekommen sind. „Im heiligen Kampfe“ haben sich übrigens unter den Hellenen viele jener barbarischen Namen rühmlich hervorgethan. Die Seehelden waren ja, wie Jeder weiß, zum größten Theile Albanesen.

* * *

Die neugriechische Schriftsprache hat bekanntlich seit dem Befreiungskriege einen überraschenden Aufschwung genommen. Von der neueren Volksmundart ausgehend, ist sie der altgriechischen Norm wieder so nahe gekommen, daß nur noch wenige, vielleicht auch noch zu entfernende Eigentümlichkeiten sie von dieser scheiden. Dabei mußten für Dinge, die den Griechen bis dahin ganz fremd gewesen, eine Anzahl neuer Ausdrücke geschaffen werden, denn die einfache Herübernahme fremder Wörter ist durch aus unzulässig, da die griechische Sprache puristischer ist, als jede andere. So wurden denn alle militärischen,

alle parlamentarischen, alle technischen Ausdrücke der verschiedenen Wissenschaften ins Griechische übertragen und in solcher Metamorphose dem allgemeinen Gebrauch anheimgegeben. Wir wollen hier nicht näher auf die Sache eingehen, sondern nur an einem Beispiel zeigen, wie man sich mitunter zu behelfen mußte.

Eines der unentbehrlichsten Wörter in den neueren Sprachen ist wohl das sehr bekannte „Mode“, das nur die Engländer durch ihr *fashion* ersetzt haben. Die alten Griechen haben sich zwar nicht viel mit Moden befaßt, aber man wollte in ihrer Sprache doch ein Wort finden, das wenigstens als ein passendes Surrogat erscheinen konnte. In der Noth griff man nach dem alten *σφομός*, das eigentlich Zug bedeutet und hauptsächlich von dem Zug und der Gewalt der Winde, der Wolken, der Gewitter gebraucht wurde. Die Wahl gefiel und jetzt bedeutet *σφομός* anerkanntermaßen, soweit die griechische Zunge reicht, so viel als Mode.

Eine nothwendige Folge dieses raschen Fortschritts ist es aber, daß jetzt die schriftliche Sprache der mündlichen viel weiter voraus ist, als vor fünfzig Jahren, denn der sprachliche Verkehr im Hause und in der Gesellschaft kann all den Verbesserungen und Neuerungen, wie sie die Presse täglich bringt, nicht auf dem Fuße folgen. Ich habe in Athen leider nicht so viel griechisch gesprochen, als ich mir erwartet hatte, denn die vielen jungen Männer, denen ich empfohlen war, waren fast alle in Deutschland gewesen, hatten fast alle deutsch gelernt und es gewährte ihnen mehr Vergnügen, dieses auszuspielen, als mein, wenn auch classisches Griechisch zu hören. Deswegen konnte ich mir auch aus der jetzt gesprochenen Sprache nicht so viel anmerken, als ich gewünscht hätte. Immerhin geht auch die häusliche Umgangssprache, aber allerdings langsam, vorwärts. So bemerkte ich z. B., daß man nicht mehr *κάμερα* sagt, sondern *δωμάτιον*, nicht mehr *μαλλιά*, sondern *τρίχες*, und namentlich daß das frühere *ἡ εὐγενεία Σᾶς* fast abgekommen ist und als zopfig gilt. Dieses, aus welchem unser

Euer Wohlgeboren übersetzt ist, war in den dreißiger Jahren der gewöhnliche Ausdruck für Sie. Jetzt geht man lieber auf das ebenso classische als vertrauliche du, σὺ, zurück oder man verwendet die zweite Person der Mehrzahl, nimmt dazu aber nicht nur das neugriechische εἶπετε, sondern auch das alte εἰπετε, ihr, welches jedoch nach der jetzigen Aussprache ganz und gar wie ἡμεῖς, wir, lautet und vielleicht einer der stärksten Beweise gegen die Classicität der jetzigen Aussprache ist, denn es fällt sehr schwer, sich eine Sprache zu denken, in welcher wir und ihr oder ich und du gleichlautend wären.

* * *

Die Deutschen in Athen! Auch eine würdige Aufgabe, welcher aber der Wanderer sich ebenso entzieht, wie er eine eingehende Behandlung seiner Landsleute in Constantinopel umgangen hat. Doch kann er hier ebenso sagen wie dort, daß er von diesen Männern sehr wohlwollend aufgenommen, freundlicher Ansprache und mancher ehrenden Aufmerksamkeit gewürdigt worden ist. Reliquien aus seiner Zeit sind sehr wenige übergeblieben, darunter Herr Dr. Landerer, der mit König Otto als Vorstand der Hofapothekc ins Land gekommen, in dieser Würde immer sehr fleißig geforscht und gearbeitet und manche schätzbare Monographie geschrieben hat, ein wegen seines menschenfreundlichen Wesens vielbeliebter Mann, noch gesund und rüstig, wenn auch hoch bei Jahren. Wie einen alten Freund, obwohl er den Wanderer früher nie gesehen, nahm mich Herr Dr. Bernhard Drnstein auf, der auch vor Zeiten mit mir in Griechenland gewesen, aber nie mit mir zusammengekommen ist, da er während jener Jahre sich als Militärarzt in Salona, Galaxidi u. s. w. aufhalten mußte. Er wurde 1809 zu Helmstädt geboren, ging 1830 den Polen beizustehen, studirte dann zu Gießen, zu Göttingen und zu Paris, segelte 1834 nach dem schönen Hellas, leistete 1865 sehr wichtige Dienste, als die Cholera nach Griechenland gekommen, ging 1867 nach Creta, um den verwundeten Freiheitskämpfern beizustehen, 1881 ins

stammverwandte Theffalien, um bei der ersten Besetzung mitzu-
zuhelfen, und lebt jetzt als Generalarzt a. D., noch ganz
frisch und kräftig, zu Athen. Dr. Drnstein hat mehrere hoch-
geschätzte Abhandlungen ethno- und geographischen Inhalts
veröffentlicht. Er ist ein sehr umgänglicher und liebenswürdiger
Landsmann, und da er das bairische Nationalgetränk längst
auch zu dem seinigen erhoben, so kamen wir des Abends öfter
bei Vernubaktis oder in der Synamtesis (Rendezvous) zusammen.

Auch Herr Dr. Heinrich Schliemann, seine schöne und geist-
reiche Gattin, seine Tochter Athenais, seinen Sohn Agameem-
non habe ich gesehen und bin mit ihnen in seinem herrlichen
Hause zur Tafel gefessen. Ich hatte den großen Zauberer, der
aus der hellenischen Unterwelt so unschätzbare Schätze herauf-
steigen läßt, vor drei Jahren in Bologna flüchtig gesehen, er
aber hatte sich meinen Namen gemerkt und die Karte, die ich abge-
geben, sofort mit einer Einladung zum nahen Frühstück erwidert.
Dr. Schliemann war des Tags vorher von Tiryns zurückgekehrt
und gab zu verstehen, daß er wieder sehr glücklich gewesen.
Doch sprach er nur von einem Palaste, den er gefunden, gab
aber sonst nichts Mündliches von sich, wie es denn seine Art
sein soll, die Welt nur mit gedruckten Berichten zu überraschen.
Die Unterhaltung, an der noch ein Landesgerichtsrath aus
Mecflenburg theilnahm, war sehr anmuthig und sehr lebhaft,
und ich bin daher dem Hausherrn sehr dankbar, daß er mich
dazu gezogen hat.

Endlich drücke ich auch dem Freiherrn von dem Brinden,
dem deutschen Gesandten in Athen, meinen warmen Dank für
seine so freundliche und liebenswürdige Aufnahme und Ehrung
aus, und glaube dann dieses Capitel schließen und zum nächsten
übergehen zu dürfen.

Irene.

Da unlängst, was jetzt auch schon etwas breitgetreten, und zwar auf der Insel Scheria, Corcyra oder Corfu die „Bilder aus Griechenland“ wieder ruhmvoll auferstanden sind, so habe ich mich verzeihlicher Weise verleiten lassen, sie auch zu lesen und aus ihnen, die ich seit dreiundvierzig Jahren nicht mehr in der Hand gehabt, manche überraschende Aufklärung über mein damaliges Leben geschöpft. So z. B. erfah ich da, daß ich in Athen zuletzt jenes Stadtviertel bewohnte, welches mit unclassischem Namen die Psiri genannt wird und im Osten des Theseustempels liegt, ferner, daß mein damaliger Hausherr, ein Handelsmann, auf dessen Namen ich mich schon seit Decennien vergeblich besann, Spiros Damburis geheißten. Letztere Notiz erregte den Wunsch, das Häuschen wieder zu sehen, das mich damals beherbergte, den Balcon, von dem ich auf die junge Metropolis hernieder sah, und den Hof, in dem ich die schöne Irene bewunderte, jenes zum Theil fabelhafte Wesen, das zwar wirklich vorhanden war, aber mit seinem börschen Verehrer nie in einem zarten Verhältniß stand, stattemalen die ganze Herzensgeschichte, wie sie die „Bilder aus Griechenland“ bringen, zu jenen Dichtungen gehört, mit welchen der Verfasser die ernstern Wahrheiten seiner Schrift unschuldig zu erheitern suchte. Es ist billig, diese Erzählung, die ihre Schuldigkeit gethan, jetzt als einen schönen Traum zu bezeichnen, denn da wir vielleicht beide geschichtliche Personen zu werden bestimmt sind, was ja doch nur von dem künftigen Specialhistoriker der

Pfirs abhängt, so muß es rein sein zwischen mir und dem theueren Schatten.

Also, laßt uns auf Entdeckungen ausgehen! sagte ich eines Morgens zu Herrn Dr. Moschovakis, der eben erschienen war, um zu fragen, ob ich nicht etwas vorhabe, wozu er mich begleiten könnte. Herr Dr. Moschovakis, der gegen drei Jahre in Deutschland, hauptsächlich in München, das ihm sehr gefiel, studirt hat, noch immer mit Verehrung von seinen Lehrern, den berühmten Herren Niehl, Holzendorff und Bluntschli spricht, und seitdem an der attischen Universität als juridischer Privatdocent (*ἐφηγητής*) wirkt, ist aber ein hochgebildeter junger Mann, der sich durch eine oben erwähnte gründliche Schrift über das unter der Türkenherrschaft in Griechenland geltende öffentliche Recht*) habilitirt hat.

*) *Τὸ ἐν Ἑλλάδι δημόσιον δίκαιον ἐπὶ τουρκοκρατίας. Διατριβὴ ἐπὶ ἐφηγεσίᾳ (Privatdocentenschaft) ὑπὸ Νικολάου Γ. Μοσχόβακη. Αἰθῆναι 1882.* Folgenden Auszug aus einem deutschen Briefe, den mir Herr Moschovakis von Athen am 10. Aug. v. J. geschrieben, werden vielleicht manche Griechenfreunde mit Vergnügen lesen:

Gerne werde ich Ihnen von Zeit zu Zeit mittheilen, was in unserer Literatur Wissenswerthes erscheint. Einstweilen mache ich Sie auf drei neue Werke aufmerksam, die alle drei der Gegenströmung angehören, die sich jetzt gegen die bisher ausschließliche Verehrung des Alterthums und Verachtung alles Späteren kundgibt. Bis jetzt wurde bei uns nichts Anderes bewundert, nichts Anderes galt sozusagen als griechisch, als was jener großen Zeit nach den Perserkriegen angehörte. Diese Verehrung des classischen Alterthums hatte einen solchen Einfluß auf unsere Literatur, daß jene sonderbare Schule entstehen konnte, welche nichts Geringeres anstrebte als das Wiederaufleben des attischen Dialectes. Dieses Streben verkannte nicht bloß die Fundamentalsätze des sprachlichen Lebens, sondern that in hohem Grade der Geschichte des griechischen Volkes Unrecht, welche in allen ihren mannigfaltigen Epochen, wenn auch nicht immer gleich ruhmreiche, so doch der Erforschung würdige Seiten aufzuweisen hat; vor Allen aber verhinderte es die Beleuchtung der so wichtigen Frage betreffs der einheitlichen Fortentwicklung des griechischen Volkes und seiner charakteristischen Eigenschaften. Aber ich habe die Bücher vergessen, von denen ich Ihnen sprechen wollte. Es ist eben mein Lieblingssthema, da ich auch zu dieser neuen Richtung gehöre und

Dem Geheimen Legationsrath Herrn L. Negidi in Berlin verdanke ich, wie schon gesagt, nicht allein seine, sondern auch seines Freundes Dr. Alexander Alexandropulos Bekanntschaft. Auch dieser hat als Studiosus ein Jahr in Deutschland und zwar in Berlin zugebracht und redigirt jetzt, wie schon angedeutet, die hochgeachtete Wochenschrift *Ανατολική επιθεώρησις* — Morgenländische Rundschau, die nach meinem Geschmade nur etwas zu stark gallisirt. Beide junge Männer nahmen sich aufs liebenswürdigste um mich an, und waren die ständigen Begleiter auf meinen Gängen in- und außerhalb der Stadt, weswegen ich denn ihnen und dem, der mich ihnen empfahlen, für ihre Liebesdienste herzlichen Dank sage.

„Aber zuerst“, sagte ich, „suchen wir das Haus, wo Graf Armanzperg, mein Gebietiger, gewohnt.“ Danach hatte ich in den letzten Tagen unter den griechischen Bekannten schon mehrmals, aber vergebens gefragt. Von den jüngeren Hellenen wußte keiner mehr, wo vor fünfzig Jahren ihr Staatskanzler gearbeitet, gesorgt, seine Tafeln und seine Bälle gegeben. Endlich traf ich Abends in der Synantesis beim bairischen Nationalgetränke

sie in etwas förderte durch den Nachweis des politischen Geistes, den das Griechenthum auch in der Zeit harter Unterjochung rettete. Das eine der in Rede stehenden drei Werke führt den Titel: *Ἐλεγος ψευδο-αττικισμοῦ* von Dem. Bernardakis, früher Professor der griechischen Sprache an unserer Universität, worin er gegen die Ansichten des Professors Kontos auftritt, der alle nicht attischen Wörter und Formen aus der Sprache verbannt wissen will. Diese Arbeit hat großen Eindruck gemacht. Das zweite Werk, betitelt: *Ἀλεξανδρινὸς διάκοσμος*, hat zum Verfasser Herrn Dekonomopulos, Arzt in Kairo, und ist eine berebete und gelehrte Schilderung der in Literatur und Cultur überhaupt ruhmreichen Periode des alexandrinischen Hellenismus. Von dem Werke erschien bis jetzt der erste Band von 19 Druckbogen, welcher die Einleitung enthält. Das dritte ist die Beschreibung der Insel Amorgos von Herrn Ant. Miliarakis. Letzterer hat sich zur Aufgabe gemacht, Geschichte und Geographie, Sitten und Gebräuche, Industrie und sonstiges Leben, endlich auch die erhaltenen Alterthümer der Inseln des ägeischen Meeres zu behandeln. Amorgos ist die vierte Insel, die er in solcher Weise uns vorführt.

einen waderen Deutschen, den Vorstand einer Eisenhandlung, Herrn August Frank, der 1806 im Herzogthum Nassau geboren, 1834 aber als Freiwilliger mit König Otto hereingekommen und später in guten Verhältnissen hier zurückgeblieben ist. Dieser belehrte mich, daß in der Piräeusstraße in dem Hause, das damals für ein kurzes Jahr (von August 1834 bis Juni 1835) der Staatsrath Aegid v. Kobell als Nachfolger des Staatsraths v. Maurer bewohnte, jetzt ein Odeion, eine Musikschule untergebracht, dieser gegenüber aber die damalige Residenz des Grafen zu finden, doch schwer zu erkennen ist, da sie seit der Zeit mehrfach umgebaut worden.

Das Odeion war leicht gefunden und wir suchten sofort gegenüber liegenden Häuser ab, überall nach dem Armanstempel zu schauen, aber mein ehemaliger Vorstand und Gönner, des aufstehenden Griechenlands gewaltiger Staatskanzler, war vollkommen verschollen. Ohne Unterlaß fortsorschend, wurden wir nachgerade in einen stillen Hof gelassen, und da stand links eine hohe Mauer, die mit rauher Tünche beworfen war. An ihrer Rehrseite zeigte sich der Anbau eines Hauses, das ehemals wohl zu des Grafen Wohnung gehört hatte, aber von der früheren Gestalt und Größe kaum mehr eine Ahnung zuließ. Wir hörten nebenbei, daß da einmal auch ein Brand gewüthet habe, wie denn die Fronte gegen die Straße hin jetzt zwei zusammengebaute Häuser (mit neun Fenstern und zwei Balconen) bilden, die damals nicht vorhanden waren. Dagegen

sahen im Hofe zur rechten Hand, und zwar zu meiner freudigen Überraschung ganz wohlerhalten unsere ehemalige Schreibstube, ein niederes Gebäude, unten als Waschküche verwendet, an der hölzernen Freitreppe, dem Söller und den fünf Jalousterläden leicht erkennbar. An diesem Fenster hatte ich, an dem anderen Franz Wendland, an dem dritten M. Müндler, die seligen Freunde, über Jahr und Tag an der schönen Hellas Wiedergeburt gearbeitet, aber unsere werthen Persönlichkeiten sind hier ebenso vergessen wie die unseres Herrn und Meisters. Von seinen Thaten ist wenigstens gedruckt zu lesen, aber von

den unsrigen schweigt selbst die Geschichte. Andererseits bestätigt sich wieder die schon öfter gemachte Bemerkung, daß der Strom der Zeit die Paläste der Großen mitfortschwemmt, die Hütten der Kleinen aber oft verschont. Der Palast ist fort, die Waschküche besteht.

Nunmehr gingen wir in die Psiri hinauf und suchten zuerst, ohne zu fragen, nach dem weiland so schmutzen Häuschen, das mir mit seinen vier oder fünf Fenstern, seinem erhöhten Mittelgiebel und seinem Balcon noch in guter Erinnerung ist. Dabei war freilich zu bemerken, daß die Psiri noch ein wenig türfelt — die Straßen sind eng und schlecht gehalten, die Häuschen, die vor fünfzig Jahren entstanden, sind meistens schon sehr herabgekommen, haben aber fast alle vier oder fünf Fenster, einen erhöhten Mittelgiebel und einen Balcon. Die Gestalt des Hofes hätte vielleicht den Ausschlag gegeben, allein in alle Höfe war nicht zu kommen, da wir unsere Forschungen nicht zu auffällig betreiben wollten. Endlich fragten wir doch nach Spiros Damburis, dem Handelsmann, aber der war auch nicht zu erfragen, so wenig wie der weltberühmte Graf Armanseperg. Einer der Krämer, den wir anforschten und wissen ließen, daß die Sache schon vor fünfzig Jahren spiele, schlug die Hände fast über dem Kopfe zusammen und rief lachend: Vor fünfzig Jahren hat es ja noch keine Menschen gegeben in Athen! Nur so viel schien sich herauszustellen, daß ich nach den heutigen, freilich erst gestern erteilten Benennungen entweder in der Straße des Aeschylos oder in der des Aristophanes gewohnt hatte. Da ich zu Trauerspielen nie einen besondern Zug gefühlt, so möchte ich als Verfasser eines erst jüngst wieder gegebenen Lustspiels, nämlich des Seefräuleins, eher annehmen, daß ich in der Straße des Aristophanes gewohnt, obgleich es mir selbst sehr unlogisch vorkommt, wenn ich diesen Zug schon aus dem Jahre sechsunddreißig ableite, während die Straße ihren Namen, dessen Einfluß ich voraussetzen möchte, erst vor wenigen Jahren erhalten hat. (Zur Ergänzung dieser Culturbilder kann noch bemerkt werden, daß die neuerfundenen ge-

Lehrten Namen bei den heutigen Athenern noch wenig durchgedrungen sind. Ein griechischer Professor, der ein Haus in Athen besitzt, wußte selbst den Namen der Straße nicht zu nennen, in der es liegt.)

„Wo weilt Irene? Wirst du sie wiedersehen?“ schreibt mir ein lieber Freund. Der „theure Schatten“ hat also doch schon eine schöne Seele gefunden, die etwas von ihm wissen will. Ich weiß leider nichts von ihm; da Herr Spiros Damburis und sein Häuschen und der Hof nicht zu finden waren, so war wohl auch Kyria Maria und die schöne Irene aufzugeben. Gene war damals schon über fünfzig Jahre alt und würde jetzt über hundert zählen, diese aber müßte doch auch schon in die siebzig gehen und wäre jedenfalls nicht viel jünger als ich. Seitdem dürften wir uns aber doch merklich verändert haben, und ob wir uns jetzt noch so liebenswürdig fänden, wie in der Erzählung angenommen, steht auch dahin. Es scheint mir daher viel räthlicher, den theuren Schatten in freundlichem Angedenken zu behalten, als ihm weiter nachzuforschen.

* * *

Zum Schluß erwähne ich noch gern, daß mir in den „Grenzboten“ v. J. Nr. 4 und 6 ein von Dr. Constantin Koliatsos sehr gut geschriebener Aufsatz „Aus dem neuen Griechenland“ zukam, welcher mir um so erfreulicher war, als er etliche Fragen behandelt, die ich aus bewegenden Gründen, d. h. wegen mangelnder Auskünfte, unberührt lassen wollte. Ich erlaube mir zur Ergänzung meines Berichts einiges dem feinigern zu entnehmen.

Herr Koliatsos gibt also an, daß das griechische Parlament im vorigen Frühling eine Anleihe von zwanzig Millionen Drachmen zum Bau neuer Landstraßen beschlossen habe, und daß in Griechenland drei Dampfschiffsgesellschaften vorhanden seien, deren älteste jährlich vom Staate einen Zuschuß von 600,000 Drachmen erhalte. Sie zählt jetzt zwölf, die zweite fünf, die dritte sechs große Dampfer. Mit hoher Anerkennung

spricht der junge Hellene von den verschiedenen, in Athen bestehenden Vereinen (*Σύλλογοι*), welche mit großen Beistauern der Mitglieder höchst lobenswerthe Zwecke verfolgen. Da ist z. B. der „Verein zur Verbreitung griechischer Bildung“, welcher die noch unter dem türkischen Joch seufzenden Landleute im Auge hat, unter ihnen Schulen errichtet und sie mit Lehrern und Büchern ausstattet; dann der Archäologische Verein, welcher verschiedene Sammlungen angelegt hat und auf eigene Kosten Ausgrabungen anstellt.

Der philologische Verein Parnassos ist als „die Verkörperung der geistigen Bewegung Griechenlands“ zu betrachten. Er tritt überall ein, wo eine edle Aufgabe winkt. Er hat sieben Schulen für obdachlose Kinder gegründet, wo den armen Verlassenen Abends unentgeltlicher Unterricht und dazu der tägliche Lebensunterhalt gewährt wird. Große Verdienste hat er sich ferner um Verbesserung der Gefängnisse erworben. Auch die „Gesellschaft der Volksfreunde“ sucht durch ihre Veröffentlichungen auf die Bildung der unteren Schichten zu wirken; der Verein „Byron“ unterhält seine eigene Volksschule und gibt eine Zeitschrift heraus.

Der „musikalische und dramatische Verein“ hat mit seinen Mitteln eine Musikschule errichtet, welche zweihundert Zöglinge besuchen; der „Nationalverein“ endlich wendet seinen vollen Eifer auf die Ausbildung des Nationaltheaters. Wie die Sachen jetzt stehen, hat dieser Verein wohl noch am meisten zu thun, aber es ist nicht zu zweifeln, daß auch er erreichen wird, was er sich als Ziel gesetzt.

Die Volksschulen sind in sehr gutem Stande, da ihnen auch der griechische Bauer nichts abgehen läßt. Die Universität Athen, von reichen Griechen im Jahre 1839 erbaut, zählt jetzt nahezu 3000 Studenten, deren Mehrzahl aus den türkischen Provinzen stammt.

In Griechenland sind jetzt 122 Druckereien im Gange, welche alljährlich gegen 1000 Bücher ans Licht stellen. Die Zeitungen sind kaum zu übersehen, da deren auch an kleineren

Orten, ja oft sogar mehr als eine, erscheinen. In Athen gehen die politischen allein bis auf vierundfünfzig. Darunter finden sich allerdings auch einige, die nicht zu loben sind.

Endlich hebt Herr Koliatfos die Blüthe der griechischen Handelschiffahrt hervor. Im Jahre 1832 betrug die Zahl der Fahrzeuge 1000, jetzt zählt man deren 10,400 (?).

Der Verfasser fragt mit Recht, ob dies der Staat sei, dem Fallmerayer jede Fähigkeit zur geistigen Erhebung abgesprochen?

* * *

Und nun lebe wohl, du liebes, schönes Athen! Du hast mir die danubischen Röhren und Stambuls Strapazen reichlich vergolten, hast mir das hehre Alterthum und die schönsten Tage meiner Jugend wieder zurückgerufen! Ich bedaure nur, daß ich dich nicht wieder sehen werde. Mögest du blühen und gedeihen und dein Land mit dir! Laßt uns endlich dem türkischen Graus ein Ende setzen und die schönen Länder unter die Völker vertheilen, die ihnen Glück und Segen bringen können. Gebt den Griechen, was der Griechen ist und dem Deutschen Reiche Kleinasien. Dort laßt unsere Colonien sein, nicht auf wasserlosen Felsen, unter den mörderischen Tropen!

Vom Piräeus nach Bante.

Am Sonntagsmorgen, dem siebenundzwanzigsten April, als ich bereits im Bahnzuge saß, um in den Piräeus hinunterzufahren, erschien noch Herr Alexandropulos, um mich auch in den Hafen zu begleiten. Dort schützte er mich vor den zudringlichen Gondolieren, da er seinen eigenen Mann hatte, und fuhr sogar noch an Bord der „Makedonia“ mit, um mich auch dem jungen, freundlichen Capitän persönlich zu empfehlen. Ich nahm von dem so gefälligen und liebenswürdigen Hellenen herzlich dankend Abschied, und als er wieder in dem Boote saß und noch eifrig herauswinkte, fand ich, daß er mir in den letzten Augenblicken noch unvermerkt zwei neugebackene Brezeln (Kouluria) in die Tasche geschoben hatte.

Der Hafen war, wie immer, gut besetzt. Uns gegenüber lagen zwei große österreichische Brigantinen, die „Majade“ und der „Mars“, vor Anker. Am Gestade sah man Kirchen und Paläste, auch lange Reihen schöner, neuer Häuser, denn der Piräeus blüht energisch auf. Dabei war prächtiges Wetter!

Wer aus dem Piräeus hinausgefahren, der befindet sich in den Gewässern von Salamis. Mir fielen in dieser Gegend zwei erinnerungswerthe Begebenheiten ein, freilich von sehr ungleicher Bedeutung, einmal daß hier Themistocles vierhundertachtzig Jahre vor Christi Geburt die Perser besiegt, und dann, daß achtzehnhundertsechunddreißig Jahre nach derselben unser „Wanderer“ mit etlichen griechischen Gefährten da eine Nacht am Strande zugebracht. Erstere, die Schlacht ist schon öfter,

letztere, die Nacht, nur einmal, und zwar in den „Bildern aus Griechenland“ S. 64 ff. beschrieben worden.

Die Schlacht von Salamis hat für den Ruhm der Insel gesorgt, die Schönheit ihrer Ufer könnte nichts dafür thun. Sie zeigt nämlich auf dieser Seite nur kahle, niedere Berge, die hie und da mit einigem Gebüsch angeflogen sind. Auf dieser ganzen langen südlichen Seite flimmern nur zwei weißliche Häuser in tiefer Einsamkeit auf halber Höhe; am Strande selbst nicht einmal so viel, nämlich gar keines; diesmal auch kein Schifflein, das die Segel blähte. Doch müssen hinter den Bergen der Seeite fruchtbare Niederungen liegen, wenigstens werden die Weine von Salamis gerühmt.

Als wir die westliche Spitze der Insel erreicht hatten, zeigte sich rechts in der Ferne das alte Megara, das auf niederem Hügel sich ausbreitet, links der ungeheure Felsenklotz, von welchem Acrocorinth herniederschaut. Wenn wir uns umdrehten, sahen wir auch noch die Acropolis.

Um zehn Uhr ging's zum Frühstück, γευμα, das sehr säuberlich aufgetragen war. Kapern, Sardellen, Oliven, Caviar, am Schlusse, wie zu dieser Jahreszeit bei jedem Mahle, sei es Morgens, Mittags oder Abends, vortreffliche Orangen. Das Mittelstück des Geuma's bildeten aufgeschnittene Würste und Beefsteaks, wela letztere man sich allerdings schmachtaster denken konnte. „Aber wo ist Arni psitó?“ „Das kommt zum Mittagessen!“ antwortete das Pádi. In der That erschien es da auch, das Lämmchen, nicht nur gebraten, sondern auch gesotten, und war wieder die Stütze des ganzen Mahles.

Die hellenischen Dampfboote müssen sich nachsagen lassen, daß sie nicht recht reinlich gehalten seien — eine Nachrede, welche die „Makedonia“ ebenso wenig verdiente, als das andere Schiff, das uns von Neucorinth nach Zante brachte.

Die Gäste bei unserem Frühstück waren übrigens ein griechischer Major, der nach Patras versetzt worden, und ein englisches Ehepaar, das eben aus Nubien kam. Der Engländer, der auch einmal in Deutschland studirt hatte, war den Deutschen

sehr gewogen, so daß er beim Nachtsich emphatisch herausfuhr: France goes down, Frankreich geht abwärts, keine Religion und keine Zucht! Jetzt seid ihr die ersten; wer etwas lernen will, muß zu euch kommen — sei's für Krieg oder Frieden, Kunst oder Wissenschaft, Malerei, Sculptur, Philosophie, Chemie, Sprachen — was es sei, ihr Deutschen seid die Ersten!

Auf dieser „Makedonia“ fand sich übrigens auch eine Schiffsbibliothek. Es waren zwar nur wenige Bände, diese aber, was auf starken Gebrauch hinwies, augenscheinlich sehr abgegriffen. Wir wollen nicht mehr als zwei Stücke hervorheben: das erste eine *Avθολογία* mit der Widmung: „Den edlen Herzen der Hellenen weiht diese Blumenlese A. Constantinides.“ Sie enthält Helden- und Liebesgedichte, Trinklieder u. s. w. Man sieht da deutlich, wie viele Lieder in Griechenland gesungen werden, von denen nicht der leiseste Hauch ins Abendland herüberklingt. Freilich wird ja auch in Tirol gar viel gesungen, ohne daß ein Hauch nur bis München dringt. Das andere Stück führt den Titel: Die Päpstin Johanna. Mittelalterliche Studie von Emanuel **. Dritte Auflage. Leider fehlte die Zeit, um nachzusehen, ob der Verfasser zu seiner Studie auch unseres Döllinger's Papstfabeln des Mittelalters benützt habe.

So fuhren wir denn vor Kalamaki au, wo ich vor acht- undvierzig Jahren auch schon angefahren. Die Ergastirien oder Chane oder Xenodoxia oder Wirthshäuser, die schlecht gehaltenen Baracken, die damals den öden Strand nur wenig verschönten, sie sind jetzt alle drei verschwunden; am Gestade hin ziehen sich die noch etwas loseren Anlagen der neuen, mit dem alten Namen belegten Stadt Schoenus, die das bisherige Kalamaki ersetzen soll. Die beiden Namen, der alte, classische und der neue bedeuten dasselbe, nämlich Röhricht.

Das junge Griechenland baut jetzt eine ganze Anzahl neuer Städte, so zu sagen, das tägliche Brot seiner Ingenieure und Architekten. Wenn der Plan gefertigt und genehmigt, so kommen zuerst die Eckplätze in sichere Hände, und es entstehen dann die Hôtels oder Xenodoxia, die Wirthshäuser und Restaurationen

oder auch die Frankläden und die Buden der Bartscheerer. Die großen Lücken werden sich mit der Zeit schon füllen. Vorderhand wird nicht Alles aus Marmor, der größere Theil vielmehr aus Luftziegeln gebaut. Mitten drinnen sieht man nicht selten anspruchslose, aber reinlich geweißte Häuschen mit grünen Jalousien und rothseidenen Vorhängen, die mir eigentlich immer das Zeichen eines vorgerückten Bildungsstandes und die Andeutung waren, daß hinter ihnen eine kleine Bibliothek, etliche Wandbilder, vielleicht auch ein Piano zu finden seien.

Am Strande bedrängte uns wieder ein sehr lästiges Gebrodel von bedenklichen Gestalten aller Art. Obgleich im neuen Griechenland nicht viel, vielmehr, wie man hört, gar nicht gestohlen wird, und die Tafeln, welche vor Taschendieben warnen, da noch keinen Eingang gefunden haben, so gibt man doch zu verstehen, daß der Isthmus von Corinth in diesem Stücke vielleicht eine Ausnahme bilde, da hier das vermegenste Gesindel aus Orient und Occident zusammenströme.

Gleichwohl saßen wir bald in einem bequemen Wagen. Die Dampfschiffahrtsgesellschaft stellt auch diesen und ist der Fuhrlohn schon im Fahrpreise inbegriffen. Die Unterbringung des Gepäcks u. s. w. wurde wie von Feenhänden besorgt und zuletzt streckte sich nicht eine Hand um einen Balkisch aus, während wir in Venedig oder Neapel leichtlich ein Duzend Hände zu bedenken gehabt hätten.

Der Isthmus von Corinth ist jetzt voll Bewegung und Unruhe. Hier stechen sie in seine Eingeweide, um für die Schiffe einen Durchgang zu erzwingen, dort legen sie Schienen über seinen Rücken, um die Hauptstadt Athen mit der großen Handelsstadt Patras zu verbinden. Aber derlei Erscheinungen sind sicherlich Keinem mehr fremd, und es ist daher wohl überflüssig, hier näher auf sie einzugehen. Doch wollen wir bemerken, daß jetzt von Schoenus nach Neucorinth, d. h. über den Isthmus, eine ganz gute Fahrstraße führt.

Nun waren wir also auf der Wasserscheide des Isthmus. Hier ist eine herrliche Aussicht, da sowohl der saronische als

der corinthische Meerbusen vor uns liegt und die Berge des halben Griechenlands vor uns stehen. An dieser Stelle hätten die Alten wohl dem cyllenischen Hermes als Gott des Verkehrs und des Handels ein Heiligthum errichtet, aber unsere Zeit begnügt sich mit einer kleinen Schnapshütte, die jedoch, da es Sonntag war, sehr gute Einnahme zu erzielen schien.

Nach Ahtcorinth, wo ich damals angeblich einem Bankett beizwohnte, bin ich dieses Mal nicht gekommen. Es war damals schon sehr verfallen und ist später, 1867, durch ein starkes Erdbeben noch ganz zerstört worden, so daß ihm kaum noch eine Auferstehung beschieden ist. Unser Weg führte nach Neucorinth, was am corinthischen Meerbusen liegt, eine wichtige Hafenstadt werden soll und in seinen jetzigen Anfängen ganz und gar jenen Städten gleicht, von denen wir oben gesprochen. Es ist dem Wasser nach leicht eine halbe Stunde lang; einige Droschken, die durch die Straßen rollen, verleihen ihm fast einen großstädtischen Anstrich und auf dem höheren Hintergrunde sieht mit vielen Fenstern eine neue Caserne.

In Neucorinth bestiegen wir also ein anderes Schiff, die „Epirus“, welche bereits auf uns wartete und uns den corinthischen Golf entlang führen sollte bis in das Ionische Meer. Von dem Deck des Schiffes sahen wir wieder zwei neue Anlagen, die jetzt allerdings noch sehr unscheinbar: einmal eine Stadt, die sich da erheben soll, wo der Durchstich in den corinthischen Meerbusen ausläuft, und weiter drüben unter der kahlen Bergwand das kleine Lutraki, das Badl, wie die Tiroler sagen, oder Lutrá, wie es jetzt heißt, ehemals nur ein sehr schlichtes Wirthshäuslein, wo ich dazumal übernachtet mußte. Da scheint auch so mancherlei hergerichtet zu werden. In Athen spricht man davon wie von einem griechischen Dobberan oder Heringsdorf, obgleich die Landeskinde zugeben, daß die Europäer, die gar zu bald kämen, die Einrichtungen noch etwas primitiv finden dürften.

Wir fuhrten jetzt anstandslos dieselbe Bahn, die wir auch dazumal verfolgen wollten, aber nicht einhalten konnten, da

uns üble Winde an die Nordseite des Golfes trieben, wo wir in den Buchten von Chostia und Aspraspitia ein paar langweilige Tage verlungern mußten. Ich schaute lange hinüber an die ehemals phocische Küste, aber sie stand zu fern, und es gelang mir nicht, die Schlupfwinkel herauszufinden, in die wir uns damals geflüchtet. Nur der Parnassus war deutlich zu erkennen, weil er riesengroß über alle seine Nachbarn aufragt. Er war weit herunter mit Schnee bedeckt, und die Dichter, die eben auf ihm beschäftigt waren, mußten die Hände wohl tief in ihre Pelzhandschuhe stecken, wenn ihre poetischen Finger nicht erfrieren sollten. Übrigens sind die Parnasse ja allenthalben und auch in der warmen Jahreszeit etwas kühl. Glücklich wer noch, ehe es zu spät, einen profaischen Ofen im Thal erwischt!

Die Berge des nördlichen Ufers, in das sich einst Bötien, Phocis und Locris theilten, sind größtentheils sehr öde; viel belebter und reicher ist das südliche, das einst den Namen Achaia führte. Über diesem steht die Cyllene auf, ein würdiger Gegenpart des Parnassus, wie dieser über 7000 Fuß hoch und jetzt wie dieser weit herunter mit Schnee bedeckt. Die achaischen Gestade sind der schönste und fruchtbarste Theil des griechischen Festlandes. Unten am Strande zeigen sich mancherlei menschliche Ansiedelungen, so das ausblühende Negion, früher Postiza genannt, welches einen ausgebreiteten Handel mit Corinthen, namentlich nach England, betreibt. Einmal erscheint am Lande eine lange steinerne Brücke, ein andermal ein vollständiger Alpenstrom, der in weitem, kieselgem, vielgerundetem Bette seinen Lauf ins Meer nimmt. Über dem Strande an den Abhängen hinauf breiten sich Weingärten, Wiesen und Felder, ja sogar einige Wälder aus. Hin und wieder sind diese glücklichen Lagen doch auch durch sandige Wände, wilde Felsenschluchten und senkrechte Abstürze unterbrochen. Der Fehler war nur, daß wir etwas zu fern vom Ufer fuhren, um die Schönheit und die Wildheit des Landes in den Einzelheiten würdigen zu können.

Indessen wurde es Abend, und als wir bei Lepanto vorbeikamen, war es schon so finstere Nacht, daß wir diese berühmte Stadt nur an ihren beleuchteten Fenstern erkannten. Bald darauf dampften wir durch die schmale Enge, wo der Leuchthurm von Rhion steht, und fuhren nach neun Uhr vor Patras an, wo wir etliche Stunden verblieben. Die Stadt Patras, die seit einem Menschenalter einen riesenhaften Aufschwung genommen, lag jetzt weit und breit, wie es die Lichter aus den Fenstern anzeigten, vor unseren Augen, nur daß wir sie nicht sehen konnten.

Hier mußte ich mich nun entscheiden; blieb ich in Patras, so hatte ich da mehrere Tage und länger als mir lieb war zu bleiben, ging ich nach Zante, so kam ich doch am nächsten Mittwoch, d. h. am dritten Tage, wieder fort. So entschied ich mich für Zante, das ich überdies noch nie gesehen, und verzichtete auf Patras, nicht ohne mich zu erinnern, wie herzlich der Wanderer vor achtundvierzig Jahren da aufgenommen worden, nicht ohne zu bedauern, daß er die neue Stadt, die so schön gedeiht, nicht bei Tageslicht beschauen konnte. Auch in den Kellereien der deutschen Weinbaugesellschaft Achaia, „deren Gründer der Herr G. Claus ist, der von den Herren Hamburger und Keller in der Leitung der Anstalt unterstützt wird“, hätte ich wohl ein angenehmes Stündchen zubringen mögen.

Während viele der Schiffsgäste ans Land gegangen waren, die meisten um dort zu bleiben, die anderen um wieder zurückzukehren, kam der Capitän der „Epirus“ auf mich zu, ein ziemlich bejahrter Seemann, der sich noch seine alten treuherzigen Manieren bewahrt, und sagte: „He, Brüderchen, bist Du nicht der spanische Gesandte?“ „Gott bewahre!“ antwortete ich. „Ich bin gar nichts, also auch nicht der spanische Gesandte.“ „Das ganze Schiff spricht davon!“ sagte achselzuckend und etwas unbefriedigt der Capitän.

Es mag gleich dreingehen, daß ich in Zante kaum ans Land gestiegen war, als sich schon ein anständig gekleideter Deutscher näherte, der mich leise ansprach: „Die hiesige Loge

wird Sie feierlich empfangen, da Sie doch ein alter hochgradiger Freimaurer sind.“ — „Gott bewahre“, entgegnete ich, „ich bin gar nichts, also auch kein Freimaurer, und wenn ich einer wäre, wäre ich gewiß kein hochgradiger, sondern höchstens ein alter!“

Wie sich das erste Gerücht gebildet, ist allerdings bald klar geworden, wie aber das zweite, ist heute noch nicht aufgeklärt.

* * *

Zante — fior del Levante — hundertmal gedruckter Spruch, den aber Jeder wiederholen muß, wenn er nicht in den Verdacht kommen will, er hätte ihn nicht gekannt. Vor diesem Zante warfen wir des Morgens um sechs Uhr Anker und fanden mit Vergnügen, daß Mutter Erde da sehr grün aussieht, viel grüner, als sie uns seit den Dardanellen irgendwo erschienen war. Die Stadt liegt am niederen Gestade, zieht lang und schmal dahin, lauter niedere weiße Häuser mit Lauben oder Bogengängen am wohlgeplasterten Quai, wie denn auch der Hauptplatz, gleich der Piazza in Venedig, mit großen Platten stattlich ausgelegt ist. Überall stehen Fische, Orangen, Erdbeeren u. a. zum Verkaufe aus und es ist viel Verkehr an dem Hafen.

Auf dem Hauptplatze dicht vor der katholischen Kirche fehlt auch nicht die Marmorstatue des berühmten Solomos, von dem man aber nichts Näheres weiß, und nicht fern von dieser steht die eiserne Büste des ehemaligen Lord Obercommissärs Sir Thomas Maitland.

Die Zantioten legen sich selbst keine anderen Merkwürdigkeiten bei, und wir wollen ihnen deren gegen ihren Willen auch nicht aufhalsen. In einem hübschen Gebäude am Platze findet sich die Lesche, d. h. das Casino, mit einem großen Tanzsaal und einem großen Lesezimmer, welches zwar nur drei Zeitungen, lauter französische und italienische, enthält, aber jedem gebildeten Fremden offen steht.

Was meine Unterkunft betrifft, so suchte ich zuerst das Albergo Nazionale auf, welches mir nicht übel gefiel, aber keine Stube mehr frei hatte. Der Wirth rieth mir nun das Hôtel Phönix an, von dem ich aber noch nichts gehört, so daß ich vorerst zum deutschen Consul gehen wollte, um mich dort zu erkundigen. Der Consul selbst war zwar verreist, aber sein alter italienischer Canzleiverwalter nahm mich sehr freundlich auf. „Was halten Sie von dem Hôtel Phönix?“ fragte ich. „Je nun, es wird wohl gut sein!“ „Aber auch reinlich?“ „Oh, von einem so kleinen Städtchen (18,000 Einwohner) kann man doch keine reinlichen Hôtels verlangen!“

Nun ging ich also hin und fand ein schmutziges, aber gemüthliches Hôtelchen und eine Stube, in der wenigstens das Bett ganz erträglich war. Ich nahm sie, ging aber zum Essen ins Albergo.

Da mich meine griechischen Freunde zu Athen auch nach Bante mit kräftigen Empfehlungsschreiben ausgerüstet, so fand sich bald Herr Dr. Mengos ein, um mich und noch zwei andere Deutsche, die ich hier getroffen, in seine Pflege zu nehmen. Er ist Professor am hiesigen Gymnasium und hat in München Philologie studirt, spricht auch mit großer Vorliebe von unserer Hauptstadt und mit Verehrung von den Lehrern, die er da gefunden.

Nachdem wir einige Zeit lediglich zur Lust gewandelt, führte uns der Herr Professor unter die Colonne, d. h. in die Lauben oder Bogengänge, die sich gegen den Hafen öffnen. Dort finden sich in langer Reihe allerlei halbdunkle Gewölbe, wo in Schmutz und Staub und Unflath große Fässer stehen und einen vortrefflichen Wein enthalten, der da kleinweise ausgeschenkt wird. Dessen zum Zeichen steckt eine jede dieser Kneipen ein rothes Fähnlein aus, auf welchem mit weißen Buchstaben geschrieben steht, um wieviel Lepta der Wein vergeben wird. Übrigens wurde heute noch eine seltsame Nachfeier des Osterfestes begangen, da ungefähr alle zehn Schritte auf dem Trottoir ein Kohlenfeuer brannte, über dem ein Lämmlein briet. Dieses

wurde, wenn es gar war, mit den Händen zerrissen und den Liebhabern gegen billiges Entgelt abgelassen.

Wir traten in eine jener Höhlen, obwohl uns nicht recht wohl dabei war. So gute Röcke, wie die unfrigen, haben wohl schwerlich je diese Bänke abgewischt. Ein räuberartiger, vielleicht noch nie gewaschener, stark zerlumpter Jüngling fragte freundlich nach unserem Begehre. Als wir Wein verlangt, brachte er vier Gläser in einer Hand und in einem Griff, da er vier schmierige Finger von oben hineingesteckt hatte und so mit jedem Finger ein Glas von innen hielt. „Dieser Mensch,“ sagte einer von uns, der auch ein Baier war, „würde selbst im Hofbräuhaus gelyncht werden.“

Da wir das Osterlämmchen nicht ganz vernachlässigen wollten, so ließen wir doch auch einige Rippchen kommen, die wir auf den schmutzigen Tisch legten und wie die Homerischen Helden ohne Teller und Gabel, nur mittelst eines herumgehenden Messers verzehrten. Endlich kamen wir doch glücklich wieder ans Licht des Tages und waren um eine untergeßliche Erinnerung reicher.

Wir gingen dann den Damm entlang und an dem ziemlich großen Theater (hier sagt man: Treator) vorüber, in dessen unteren Räumen eine andere Lesche ihren Sitz hat, die fortschrittliche nämlich, die zwar auch nicht mehr als drei Zeitungen, aber griechische, hält.

Ob nicht die Kirche des heiligen Dionysius doch als eine Merkwürdigkeit der Stadt betrachtet werden könnte? Diese gehört dem griechischen Cultus und bewahrt den Leichnam des Heiligen, mit dem große Verehrung getrieben wird, in einem silbernen Sarge. Etliche silberne Schiffelein, die über ihm hängen, scheinen zu beweisen, daß St. Dionys auch in Seegefahren gern Hilfe leistet. Zu allen Tageszeiten stehen die Betenden vor dem Sarge und küssen des Heiligen silbernes Haupt, das auf der Außenseite in Hautrelief zu sehen, unter fortwährenden Blicklingen und Bekreuzigungen.

Mein Begleiter, ein frommer Mann aus deutschen Landen,

der schon viele Zeit in Kirchen und Capellen, weniger in Blüthenfäden und Pefezimmern zugebracht, dieser hatte, ehe ich mich's versah, dem silbernen Gefichte des Heiligen einen herzhaften Fuß verfest.

Ja, was treiben Sie denn? Sie schmagzen sich ja in eine ganz falsche Religion hinein. Das Schisma —

„O je! Schisma, Chrisma, Prisma — das sollen die geistlichen Herren ausraufen. Bei mir hat jeder ordentliche Heilige seinen Respect — ist er Christ oder Jud!“

Und wer ist denn dieser heilige Dionysius?

„Ich weiß es nicht; aber Sie sollten's wissen; Sie reisen ja auf solche Sachen!“

Jetzt weiß ich auch nichts, aber in vier Wochen, wenn Sie nach München kommen —

Nun bin ich aber doch recht froh, daß der fromme Mann nicht gekommen, denn mein seliger Freund, der Domdecan Dr. Johann Stadler zu Augsburg, hat zwar ein Heiligen-Lexicon geschrieben, aber mich damit wenigstens in Einem Stücke nicht befriedigt, da er unter seinen vicrundseshzig heiligen Dionysien nicht Einen aufführt, der nach Name, Stand und Wohnort mit dem Heiligen von Zante zusammenfallen könnte. An den heiligen Dionysius, ersten Bischof von Augsburg, ist eben so wenig zu denken, als an den Dionysius Areopagita, dessen heiliger Leib eben so gut zu St. Emmeran in Regensburg, als zu St. Denis bei Paris verehrt wird. Als im elsten Jahrhundert die beiden Klöster lange gestritten, welches der echte sei, wurden sie endlich durch die Versicherung beruhigt, daß sie leicht beide den echten haben könnten, denn die Vielfältigung heiliger Leiber biete dem Schöpfer keine Schwierigkeit. Vielleicht ist der heilige Dionys von Zante der Dritte im Bunde und deswegen übergangen worden, weil seine Biographie schon unter dem heiligen Dionysius von St. Denis oder St. Emmeran zu finden.

Sehr anziehend ist ein breites Gemälde, welches an der hinteren Wand der Kirche hängt, aus der Mitte des vorigen

Zahrhunderts stammt und uns zeigt, wie die weise Republik Venedig es mit ihren griechischen Unterthanen hielt und wie sehr sie ihren Glauben zu ehren wußte. Dieses Bild stellt eine feierliche Procession dar, bei der sich die „Spigen“ der venetianischen Aristokratie, Bureaucratie und der orthodoxen Hierarchie in ihrem höchsten Glanze zeigen. Den Zug eröffnet eine Abtheilung venetianischer Infanterie, die man ja in Wirklichkeit gar nicht mehr und auf Bildern nur noch selten sieht. Sie trug damals silberbordirte Dreispitze, hechtgraue Röcke und hohe Samaschen; die Trommler stolzierten in weißen Röcken voran. Nach den Soldaten zieht der ganze griechische Klerus einher mit Bischöfen und Erzbischöfen in ihren prunkenden Gewändern und ihren glänzenden Tiaren und Kronen. Diesen folgt die venetianische Aristokratie in langen rothen und schwarzen Talaren und stattlichen Allongeperrücken; die Würdenträger der hohen Republik, ganz nach französischer Mode in goldgestickten Fräcken, schließen den Zug der besseren Leute, denen dann die mindere Menge folgt. Ein sehr interessantes und gut gemaltes Bild!

Nachdem der Vormittag mit Kirchenbesuch, Besichtigung der Stadt und ihrer Statuen, Weinproben, Osterlämmchen u. s. w. vergangen, erschien des Nachmittags ein Landsmann vor meinem Angesicht, um mich zu einem Spaziergang abzuholen.

Hinter der Stadt Zante erhebt sich eine breite und ziemlich hohe, mit Weingärten und Obstbäumen besetzte Halbe. Halbwegs zieht an derselben noch eine Vorstadt empor und in dieser steht eine Kirche mit ragendem Thurme. Oben läuft über den flachen Rand eine lange Mauer, die eigentlich zu der Festung Zante gehört.

Eine schöne, geräumige Straße führt zur Festung hinan. Feigen, Obstbäume, stacheliger Cactus und breitblättrige Agaven begleiten sie. Rückwärts sieht der Wanderer das blaue Meer, die Stadt und die Schiffe in ihrem Hafen. Bei St. Nicolaus, wo ein kleines Kirchlein steht, kann er aber auch einwärts schauen in die grüne Insel. Unter ihm liegt eine weite

Ebene, mit vielen Wiesen und Getreidefeldern, aber mit noch mehr Weingärten, in denen Obstbäume und Cypressen stehen — nur das Meer ist nicht zu sehen. Es ist eine Aussicht wie vom Thurme zu Arco, doch mag diese manchem großartiger dünken, da das Gebirge, das dort zu beiden Seiten lagert, viel höher ist und der Gardasee das Bild sehr wirksam schließt.

Von dieser Höhe wieder heruntersteigend kamen wir zunächst in die an den Berg gelehnte Vorstadt, die sich vorerst aus weißen reinlichen Häuschen zusammensetzt. Unter den Thüren saßen auf den steinernen Schwellen die Mädchen und die Weiber, andere guckten zum Fenster heraus, alle ganz freundlich und gesprächig — lauter Griechinnen, kein Wort italienisch. „Wer ist dein Vater?“ fragte ich eines der Mädchen. „Κριστης“,*) antwortete sie, ein Maurer. Da die Erfahrung zeigt, daß unter solchen einfachen Menschen sich oft noch Erinnerungen aus dem frühesten Alterthum erhalten haben, fragte ich dieselbe, ob sie nie von König Odysseus gehört? „Wer ist dieser Odysseus?“ „Er war einst König von Zakynthos (Zante).“ „Ich erinnere mich nicht!“ sagte sie. „Unser König heißt Georgios.“

Am Mittwoch früh um vier Uhr sollte nach dem Programm im Hafen von Zante ein Lloyd dampfer erscheinen, aber er erschien nicht. Es mußte ihm etwas begegnet sein, aber es war nichts zu erfragen. Nur meinten vorsichtige Leute, je mehr sich das Schiff verspäte, desto schneller werde es wieder abfahren, um die Verspätung hereinzubringen und es sei daher nicht rathsam, sich weit vom Hafen zu entfernen oder gar aus der Stadt zu gehen. So verging denn der Tag in bedauerlicher Unthätigkeit — bald saß ich im Phönix und schrieb, bald in der Lesche und las, bald im Albergo und aß, bald unter den Colones und trank, und hatte eigentlich keine andere Aufgabe, als mit immer wachsender Ungeduld auf das Schiff zu warten.

Endlich war es Abends zehn Uhr und dann etwas später auch halb elf Uhr geworden, von der „Medea“ aber wollte

*) Höchst altgriechisch! neugriechisch heißt es *μάστορας*.

Niemand etwas wissen. Ich glaubte daher, das Beste wäre, in den Phönix zu gehen und dort der Nachtruhe zu pflegen. Die beiden Landsleute gaben mir das Geleit und wir waren eben in die Hauptstraße eingetreten, als wir die Stimme der heulenden Derwische zu vernehmen meinten, jenes Zeichen nämlich, welches die Dampfschiffe durch die kolossalen Posthörner zu geben pflegen, die sie Dampspfeifen nennen.

Also war die Medea doch schon im Hafen und Niemand schien ihre Annäherung bemerkt zu haben! Wir wendeten uns rasch der Lände zu, wo ich meinen Andrea zu finden hoffte, den Vertrauensmann des Phönix, der mich schon den ganzen Tag umkreist hatte, immer mit dem Versprechen, er und nur er allein werde mich, wenn es Zeit sei, in die Barke holen und all mein Gepäck aufs Schiff besorgen. Aber Andrea war nicht da und obgleich ich in die schwarze Nacht hinaus ängstlich seinen Namen rief, so kam er doch nicht zur Stelle — er schien zu tief in die Colonne gerathen zu sein. Dagegen drängten mich die anderen Bootsleute, schnell einzusteigen, denn das Schiff bleibe nicht mehr lang. „Wo ist mein Gepäck?“ rief ich. „Wer holt es?“ „Es ist schon da,“ antworteten die in der Barke und beim matten Schein, den die fernern Straßenlaternen noch hieher versandten, sah ich es wirklich unten liegen; wer es dahin geschafft, habe ich nie erfahren. So sprang ich hinunter in das volle Boot; mit mir noch ein Deutscher, der aber von dem Steuermann so unwirsch angelassen wurde, daß er mit diesem sofort Händel anfang und ihn fast über Bord geworfen hätte.

Endlich ging die Barke unter großem Geschrei der sämtlichen Insassen in See und etwa nach einer Viertelstunde lief sie an die Medea an. Einer der Zantioten wollte mir da meinen Koffer zu Handen stellen, aber dieser schien nur auf solchen Augenblick gewartet zu haben um aufzuspringen und Kiepert's Karte von sich zu geben. Die schwarze Nacht ließ nicht erkennen, ob vielleicht noch andere werthvolle Artikel heraus- und etwa ins Wasser gefallen. Alles drängte nach der

Treppe, welche ich glücklich erreichte und mühsam hinankletterte. Bald wurde auch das Gepäck heraufgehändig, sowie nach einigen Umständen der vorher vergessene Regenschirm, und als ich den aufgesprungenen Koffer und seinen Inhalt näher prüfte, glaubte ich angenehmerweise zu finden, daß Nichts abgehe. Auch die anderen Koffer, Körbe, eisernen Bettladen, Hühnersteigen, Schränke u. s. w. waren glücklich herausgekommen. Diese Gegenstände werden auf der schmalen Treppe mit und zwischen den Passagieren hinangeschleift und braucht nur einmal ein schwerer Koffer oben auszurutschen und loszukommen, so kann er drei oder auch vier harmlose Wanderer mit Leichtigkeit hinunterwischen. Diese Ein- und Auschiffungen drücken etwas unangenehm auf die angenehmsten Seereisen. Der Verkehr mit den schmierigen Bootskleuten, die immer dreifach mehr verlangen als sie sollten, die Sorge für unsere wenigen, aber lieben Sachen, die sehr unempfindlich behandelt werden, der Sprung vom hohen Quai in die schwankenden Rähne, das Gedränge in den kleinen Booten, das choleriche Gezänke, das zwischen den Gondolieren und den Gästen immer wieder losgeht, der Sprung auf die Schiffsstreppe, der bei hoher See sehr ungemüthlich wird und endlich, wenn's vorkommt, die finstere Nacht, die das allgemeine Geschrei noch unheimlicher erscheinen läßt, das sind lauter Dinge, von denen sich unsere Münchener Philosophen, die Abends auf den Löwenbräukeller gehen und mit dem Tramway wieder heimfahren, sicherlich nichts träumen lassen. Als wir übrigens auf der Medea ankamen, vernahmen wir, daß sie deswegen um achtzehn Stunden zu lange ausgeblieben, weil sie bei der Insel Milo ein Sturm überrascht und ebenso lange festgehalten hatte. Indessen lagen wir um die finstere Witternacht noch ein paar Stunden im Hasen. So war denn alles Plärren und Drängen wieder überflüssig gewesen! Und da aller Wein, Kaffee, Schnaps schon eingesperrt war, so blieb nichts übrig, als auf den andern Morgen zu hoffen und schlafen zu gehen.

Am andern Morgen erwachten wir vor der Insel Cephalonia, deren zwei Hauptstädte in Sicht lagen. Argostóli, die

eine, mag ein feines Städtchen sein, von Figüri, der anderen, läßt sich wohl dasselbe sagen. Die Insel zeigt übrigens dem Wanderer nur kahle, wasserlose, steinige Hügel. Doch ist dieses Felsgeröll allenthalben mit einzelnen Obäumen durchsetzt und im Innern der Insel wachsen große Lasten von Corinthen, die zumeist nach England gehen.

Als wir von da wieder abgefahren, kam bald ein starker Wind mit starkem Regen und wir sahen etliche Stunden gar Nichts mehr. Später wurde es wieder hell und um Mittag hielten wir bei heiterem Sonnenschein vor Scheria, Kerkyra oder Corfu an.

Corfu.

Die Insel Scheria, Kerkyra, Corfu ist schon von den Alten, namentlich dem unvergleichlichen Homeros, gar hoch gepriesen und zu denen der Seligen gezählt worden; auf ihr wohnten die durch die Dichtkunst verherrlichten Phäaken, in welchen man schon längst die Vorbilder der biederen Tiroler, Baiern und einiger anderer Stämme des mittäglichen Deutschlands erkannt hat. Ihre Edeln

zechten den ganzen Tag bis zu untergehender Sonne, verdarben sich die Augen nicht mit zu kleinem Drude, spielten auch sehr gern, jedoch lieber mit dem Discus und dem Balle, als mit den Tarockarten, hatten ferner, wie die Tiroler, schon mehrere Sängler erzeugt, unter denen namentlich der göttliche Demodocus vor dem Könige, der Königin und den Hofdamen zu singen öfter die Ehre hatte.

Diese selige Insel, welche sicherlich eine der schönsten dieser Welt ist, steht nun vor den Augen des Wanderers, der sich der Pflicht, sie einigermaßen zu schildern, kaum entziehen zu können scheint. Diese Aufgabe fällt ihm aber bei dem schon gerügten Mangel an Pathos und der Müdigkeit der poetischen Flügel allzu schwer und erdrückt ihn fast. Glücklicherweise öffnet sich auch da wieder, wie jenes Mal, da er in großer Verlegenheit vor Athen gestanden, ein günstiges Hinterpförtchen. Freilich geht dies an dem sinnigen Leser aus, denn dieser kann jetzt nicht länger geschont, sondern muß wieder an die leidigen „Bilder aus Griechenland“ erinnert werden. Dort nämlich, S. 269 ff. findet sich eine Schilderung der corfotischen Land- und

Seeschiff, die der Verfasser — natürlich nur unter dem verwirrenden Drucke seiner Eitelkeit — für ziemlich gelungen, jedenfalls für besser hält, als jede andere, die er jetzt noch nachliefern könnte. Indem er daher den Leser einladet, sich mit jener Schilderung zufrieden zu stellen, geht er auf ein anderes scheriotisches Thema über, auf den liebenswürdigen und geistreichen Frhrn. Alexander von Warsberg.

Es wird hier dem vergesslichen Leser wiederholt eingeschärft, daß er diese ganze Reisebeschreibung, welche im letzten Frühjahre seinen blauen Montagmorgen so angenehm ausfüllte, *) dem eben genannten Frhrn. von Warsberg zuzuschreiben, diesen wenigstens als deren intellectuellen Urheber zu verehren habe. Auf seinen Ruf hin ich auf seiner Insel erschienen, und als ein zweiter Odysseus von ihm, wie jener von König Alcinous, freundlich und gastlich aufgenommen worden.

„Zweiter Odysseus?“ — diesen heißen Ausdruck, den der kritische Leser wohl bereits getadelt und anmaßend gefunden, nehme ich aber lieber gleich zurück, denn wie nach Herwegh nicht jede Fürstenreise — eine Odyssee ist, so ist auch nicht jeder Wanderer, der nach Scheria gelangt, deswegen ein Odysseus; auch könnte ich mich mit diesem weder an List und Klugheit, noch im Bogenschuß oder Pfeilwurf, noch in der gesellschaftlichen Stellung vergleichen — auch war ich nicht in der Lage, mich vorher drei Wochen lang auf schwachem Floße im tobenden Meere herumjagen zu lassen, und endlich sehe ich auch zu Hause nicht etlichen hundert Freiern entgegen, die ich erst todt schlagen müßte, um wieder in den ruhigen Besitz meiner kleinen Wohnung, Königinstraße Nr. 9 in München, und meiner verehrten Gattin zu gelangen. Kurz — *this last simile is trite and stupid.*

Alexander Frhr. von Warsberg stammt aus einer rheinländischen Familie, ist 1836 in Graz geboren und lebt seit vielen Jahren als k. k. Consul in der Stadt Corsu. Er hat

*) Als sie nämlich vom 1. Mai bis 1. Sept. d. J. in der M. Allg. Ztg. erschien.

nicht vierzig Jahre in der Kanzlei sitzen müssen, um anderer Leute Geschäfte zu besorgen, ihm war's vielmehr von Jugend auf vergönnt, nur für seines Geistes Entwicklung zu leben und jene Pfade zu wandeln, die ihn seinen Idealen entgegenführen konnten. Ohne Zweifel ist er schon früh mit den alten Römern und Griechen vertraut geworden, hat viele Sprachen gelernt und viele Bücher gelesen. Von Jugend auf drängte es ihn, die weite Welt zu sehen; vor langen Jahren schon ging er nach Griechenland, nach dem Bosporus, nach Kleinasien und Aegypten, zog sich dabei eine heftige, ja enthusiastische Liebe zum Orient zu und las für und für den göttlichen Homeros, namentlich dessen Odyssee, welche zu citiren und zu verherrlichen er nie müde wird. Dabei leitet ihn das Streben, immer und immer wieder darzuthun, daß im Morgenlande nichts untergehe, daß manche Stelle seines Sängers nur aus den Erscheinungen der Levantinischen Gegenwart, manche von diesen nur aus dem Dichter zu erklären seien. Auch versäumte er keineswegs sich mit den einschlägigen Naturwissenschaften, namentlich mit Botanik und Geologie, bekannt zu machen, und endlich scheint er alle europäischen, namentlich aber die italienischen Gallerien und Museen in genußreichen Studien abgegangen zu sein.

Zu den beneidenswerthen Eigenthümlichkeiten dieses hochbegabten Mannes gehört auch eine ununterbrochene Glückseligkeit, die er ohne viele Mühe am Wege findet, was Anderen, z. B. mir, nicht allemal gelingt. In solchen Momenten pflegt er dann seine Freuden ohne Scheu vor dem bösen Auge, dem Neid und der Scheelsucht der anderen Menschen nicht nur einzugestehen, sondern sie mit herzlicher Offenheit laut zu proclamiren und in die Welt hinauszurufen. Was er einmal in der Novelle „Die Opfer der Artemis“ (Odysseische Landschaften, 3. 49) deren Helden sagen läßt, das kommt wohl aus seinem eigenen Herzen, nämlich: Alle meine Sinne schienen mir nur verfliehen, um mir Glück einzugießen. Damals glaubte ich, daß es wirklich Augenblicke gäbe, da der Himmel selbst auf

Erden herabsteige, und nicht nur auf und in die Erde, ganz legt er sich manchmal mit allen seinen großen Freuden in irgend einen Sterblichen hinein, und in mir lag damals der allerschönste und farbenprächtigste, der des Golfes von Neapel selbst. Dann lebt man die Zukunft in der Gegenwart und so ein glücklich Leben doppelt.

Kann man je wieder so glücklich werden, als ich damals in Ithaka war? fragt unser Autor. Kein König, kein Kaiser, sagt er in einem Garten zu Corfu, könnte mir Genußvolleres, als jene Stunden bieten. Auch der Tag in Brussa ist ein freudetrunkener und einer der herrlichsten seines Lebens. Ohne Seeskrankheit, ohne Heimweh, meilenweit von allen anderen Sorgen ist er glücklich nicht allein auf Ithaka, auf Corfu und in Brussa, sondern auf Zante und Cephalonia, in Constantinopel, in Lycien, auf dem Felsen der Sappho, wo er all seine poetische Kraft mobil macht, um diese Stelle als die schönste der Erde zu feiern. Er jubelt in einem fort „in paradiesischer Begeisterung“. Es ist alles homerisch-ionische Lebensherrlichkeit, und obgleich er seinen Byron seinem Homer fast gleichstellt, ja ihn gern für einen seelengewanderten Homer annähme, so hat er doch nicht eine Spur von seinem gloom sich beigelegt. An seinem Himmel gibt es keine Wölkchen.

Herr von Warsberg hat, wie aus dem Gesagten erhellt, schon mehrere Bücher erscheinen lassen, und wohl mehr Freude daran erlebt, als ich an den meinigen. Er schlägt nämlich seine Flügel wie ein Adler und fliegt der Sonne täglich frisch entgegen; ich bin schon lange müde und finde meine Atmosphäre überhaupt nicht recht zum Fliegen geeignet, ohne sagen zu können, ob sie dafür zu dick oder zu dünn ist. Er gab schon im Jahre 1864 seinen „Sommer im Orient“ heraus, der sich hauptsächlich mit Constantinopel beschäftigt. Diesem folgten 1878 und 1879 drei Bände „Odyssäische Landschaften“, die mit prächtigen Farben die ionischen Inseln schildern, und das letzte ist der heuer erschienene erste Band der „Homerischen Landschaften“, der uns Lycien, das Wunderland eröffnet.

Dieses verschollene Wunderland ist in den letzten drei Jahren wieder in nähere Fühlung gebracht und sofort auch nach verschiedenen Richtungen neuerdings durchforscht worden. Im Frühjahr 1881 ging unter Prof. Benndorf der erste Zug von Wien dorthin, um festzustellen, ob da wirklich, wie aus früheren Zeiten verlautete, ein so großes Reichthum an Alterthümern vorhanden, und ob sie zu holen der Mühe werth sei. Dieser erste Zug, der viele schöne Hoffnungen zurückbrachte, wurde mit wenigen tausend Gulden aus dem öffentlichen Säckel bestritten. Den zweiten aber, der die Hoffnungen verwirklichen sollte, hielten „ein Duzend Leute“ (besser gesagt: hochstehende Kunstgönner) aus, die zu gleicher Zeit eine internationale Kunstausstellung und eine Nordpol-Expedition auf eigene Faust unternahmen. Herr von Warsberg, der ein guter Österreicher, sagt nicht ohne gerechten Stolz, daß in Preußen der Staat, in Österreich die Bürger des Staats solche ideale Aufgaben über sich nehmen, worin ihnen nur die Engländer und, wie man wohl beifügen darf, die Griechen vergleichbar. Am Abend des vierundzwanzigsten März 1882 sammelten sich die archäologischen Wikinger zu einem hochgestimmten Abschiedstrunke in Professor Benndorf's gastlichem Hause zu Wien und dann fuhren sie hoffnungsfroh ins Morgenland — nach Lycien, wo ihrer hohe Genüsse, aber auch unsägliche Beschwerden warteten. Von diesem Zuge brachten sie reiche, unerwartete Ausbeute nach Hause, und was sie damals wegen zu schwieriger Fortschaffung zurücklassen mußten, kam mit einem dritten im letzten Frühling nach.

Lycien aber, diese hierlands wenig bekannte Gegend, liegt am mittelländischen Meere, nicht weit von der Insel Rhodus, auf welcher vor Zeiten die schönste Stadt des Alterthums stand und später die Johanniter gothische Burgen und Paläste aufführten, welche noch immer nicht alle verfallen sind. Dieses Lycien ist für die Archäologen und die Historiker auch ein Land der Räthsel und der Wunder, fast mit dem vielbesungenen Tirol zu vergleichen. Durch die Mitte läuft nämlich ein Ast

des Taurus, ein erhabenes Alpenland, einst Missaktyos benannt, das unseren Alpenvereinen noch ziemlich fremd, aber fast so hoch wie der Orteler oder der Großglockner und einen guten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt ist. Von diesen Höhen rinnen nach allen Seiten sprudelnde Bäche, die ein überschwängliches Wachstum verbreiten. Da finden sich schweigsame Urwälder und tiefe Waldeinsamkeiten, düstere Schluchten und romantische Klammern, grüne Auen und blaue Seen, weiter unten aber Oleander und Palmen, Orangen, Citronen, Neben und Delbäume — ein wiedergefundenes Paradies! Ehemals mit reichen großen Städten besetzt, die mit unermüdlischem Eifer weniger Tempel als Theater und Rennbahnen bauten, ist es jetzt voll großartiger Ruinen, aber fast ausgestorben, reicher an Gräbern als an Menschen, denn die alten Lycier bohrten für jeden gestorbenen Landsmann ein Grab in ihre steilen Felsenwände. Auch auf der Ebene ziehen die Denkmäler in stundenlangen Reihen fort und geben viel zu rathen und zu deuten. Sollen wir's das Land der Gräber nennen, oder nicht lieber das Land der Auferstehung? Es war zu erwarten, daß Herr von Warsberg jener Entdeckungstreife nicht fern bleiben würde. Er war schon dabei, als sie damals bei Professor Benndorf den hochgestimmten Abschied tranken, und kam dann auch im Mai nach Lycien, das er vierzehn Tage lang durchpilgerte. Über diesen seinen lycischen Aufenthalt schrieb er jenes eben erschienene Büchlein, das er „Homertische Landschaften“ benannte, wie es denn auch noch Rhodus und das Ägeische Meer zu schildern unternimmt. Ihm sollen alsbald noch trojanische, thrakische, bithynische Landschaften folgen.

Was aber Lycien betrifft, so schwärmte Herr von Warsberg für dieses Eden von der ersten Stunde, wo er es betreten, bis zur letzten, wo er es verlassen hat. Er findet da den Bierwaldstätter See, die Bocche di Cattaro, die Riviera, alle Schönheiten Europa's wieder, nur großartiger aufgebaut, sonniger, farbenreicher. Dazu ein wunderbarer Himmel und ein den Schwärmern holder Mond, der jeden Abend neue poetische

Empfindungen weckt. Dieses Land lockt mit 'rossigen Fingern zur Einwanderung.*)" Da zeuch hin, mein liebes Volk, da magst du deine Hütten bauen und ein fröhliches Gedeihen finden!

Ein mir sehr günstiger Umstand war es damals, daß eben auch ein österreichisches Kriegsschiff vor Anker gegangen war. Herr von Warsberg, als k. k. Consul, besaß sich da, die Herren Officiere gastfreundlich in Empfang zu nehmen, sie zu ehren und nach besten Kräften für eine edle Unterhaltung zu sorgen. So ließ er zweimal zwei vierstige Wagen vorkahren, ließ die Herren einsteigen und lud mich auch dazu. So durchfuhren wir auf den prächtigen Straßen, die noch die Engländer gebaut, die herrliche Insel und waren allenthalben über deren Schönheit entzückt. Des Abends thaten wir uns dann im Hôtel St. Georges gültlich. Die österreichischen Seehelden zeigten sich sehr anspruchslos, sehr gebildet und liebenswürdig.

* * *

Am Sonntag den vierten des wunderschönen Monats Mai trachten um fünf Uhr des Morgens alle Kanonen, die in dem entwaffneten Corfu noch krachen konnten. Es wurde nach griechischem Kalender der Tag des heiligen Georgios (23. April) und zugleich der Namenstag des Königs gefeiert. Die ganze Stadt war in festlicher Bewegung und die Landleute kamen im Feiertagsstaate zahlreich herein, um ihre Andacht und ihre Geschäfte zu verrichten. Wir fuhren an diesem Tage nach dem

*) Der Bericht des Herrn Professors Benndorf (Archäol.-epigraph. Mittheilungen aus Osterreich VI. 179) weist allerdings auch auf den zerklüfteten Charakter der Landschaft hin, der den Verkehr von Niederung zu Niederung außerordentlich erschwere. Doch rühmt auch er die unermessliche Fruchtbarkeit. (Das großartige, reich ausgestattete Werk, das der Unternehmung gewidmet, ist in den letzten Wochen auch erschienen und führt den Titel: Reisen in Lykien und Karien u. s. w. Beschrieben von Otto Benndorf und George Niemann. Mit einer Karte von G. Kiepert, 49 Tafeln und zahlreichen Illustrationen im Texte. Wien, Gerold. 1884.)

späten Frühstück ins Gebirge hinauf, in die Gegend des schönen Berges, welcher Sagii Deka, die zehn Heiligen, heißt. Dort hielten wir auf einer Stelle, die über eine weite Aussicht gebietet. Auch ein Häuschen steht dort — ein reinliches, helles Häuschen, das dem ehrfamen Herrn Psorullas gehört, der früher unter der britischen Herrschaft ein Regimentschneider gewesen und als solcher sehr wohlhabend geworden ist. Über die Reize, vielmehr die herrliche Lage dieses Häuschens wäre wohl viel zu sagen, doch sei da nur mitgetheilt, daß Herr von Warsberg — sicherlich unter Führung des ihm persönlich befreundeten Gottes Apollo und begleitet von allen Musen — vor kurzen Jahren da heraufgezogen, hier Sommerfrische gehalten und dabei seine Odysseeischen Wanderungen geschaffen hat. Veneidenswerthes Dasein!

Vor dem Häuschen dehnt sich übrigens eine etwas ruppige Ebene aus, die mit alten Bäumen locker besetzt ist. Auf dieser Stelle hatte sich die ganze Umgebung von weit und breit zusammengefunden, um einen Festanz zu begehen. Das schöne Geschlecht war aber stark in der Mehrheit; die Männer hatten sichtlich einen Nachmittag in der Stadt für lohnender erachtet. Schönheit war gleichwohl schwach oder gar nicht vertreten. Herr von Warsberg kommt zwar auch so manchmal auf die lieblichen und einnehmenden Gestalten der jetzigen Phäätinen zu reden, aber ich habe in diesem Fache bekanntlich kein Glück, und als ich — es ist wirklich der Mühe werth, daß man's erzählt — das letzte Mal sieben Wochen in Italien gewesen, habe ich die erste und einzige schöne Italienerin erst auf dem Heimwege über den Brenner gefunden.

Kun also begann der Tanz. Es bildeten sich Züge aus lauter weiblichen Wesen, die sich in sechs, sieben Reihen gliederten. In der ersten Reihe bewegten sich drei Gestalten, in der nächsten ebensoviele; diesen folgten vier oder fünf Zweispännerinnen und zuletzt kamen drei oder vier jüngere Mädchen, die einzeln hintereinander gingen und nur durch ein flatterndes Taschentuch miteinander zusammenhängen. Ich möchte eine

solche Tanzgesellschaft am liebsten mit dem Schwanz eines Drachen vergleichen, obgleich ich noch keinen gesehen habe.

Die erste Reihe, die ersten drei Gestalten erinnerten allerdings ein bißchen an die Parzen, deren auch bekanntlich drei sind. Jugend und Schönheit hatten bei ihrer Wahl den Ausschlag nicht gegeben, doch schienen sie immerhin mehr als die anderen zu bedeuten. Ich hätte sie wohl nach Name, Stand und Wohnort fragen sollen, aber gerade was ich soll, fällt mir so oft nicht ein. Auch die Frage, ob sie jungfräulich oder Wittinnen, blieb ungelöst, gleichwohl schienen sie mir allerdings sehr verheirathet. Es war ein gewisser aristokratischer Zug in ihnen, der jedoch das, was ihnen fehlte, in meinen Augen nicht ersetzen konnte. Daß sie der ländlichen Bornehmheit angehörten, zeigte schon der Prunk, in dem sie auftraten. Die Haare waren allen dreien mit Bändern und Blumen durchflochten; auf dem Scheitel schien etwas zu sitzen, was an das Schäpeli der Vorarlbergerinnen erinnerte; große faltenreiche Schleier, große mächtige Ohrehänge, die Büste mit Goldbrocat belegt, mit Geschnüren und goldenen Münzen behängt; weite wogende Röcke und große, eigenthümliche Festschuhe mit breiter, goldbordirter Auflage oder Lasche.

Zwei ländliche Geiger spielten, den Zug begleitend, einformige Weisen, die man bei uns schwerlich für Tanzmusik hielte. Vor den Zug stellten sich allmählig die Vortänzer, einer, zwei, drei, bis es zuletzt ihrer sechs waren. Diese Vortänzer, lauter jüngere Leute, drehten sich hüpfend um sich selber und schnalzten leise mit den Fingern dazu.

Die Tänzerinnen dagegen bewegten sich immer langsam und feierlich dahin, und hüteten sich ängstlich auch nur die Augen aufzuschlagen. Es war eigentlich kein Tanz, sondern ein vom Tacte der Musik geleiteter Umgang, der einen größeren Kreis beschrieb. Wer einmal unseren Schuhplättler gesehen, dem mußte dieser griechische Tanz fast auffallen durch seine übertriebene Züchtigkeit. Die Vortänzer, die theils in der Inseltracht mit Fes und Pumphose, theils in fränkischer Tracht mit

Strohhut austraten, schienen sich um die Mädchen, die ihnen folgten, nicht im mindesten zu kümmern; ja sie gar nicht zu bemerken. Kein Augenwinken, kein Zulächeln, keine Schallhaftigkeit kam an den Tag. Auch die Mädchen blieben feierlich bis zum Schlusse. Es ist nicht schwer zu glauben, daß solche Tänze im alten Heidenthum als Gottesdienst gepflogen wurden.

Indessen — so ernst und trocken uns diese Leibesübung schien, die ländliche Jugend nahm sie doch für ein reizendes Vergnügen. Als die erste Gesellschaft ihren Tanz beendigt hatte, war schon eine zweite auf dem Plage, und als diese begann, zeigte sich auch schon eine dritte in der Bildung.

* * *

Der angesehenste Heilige dieser Insel, daher auch ihr Schutzpatron, übrigens im ganzen Königreich und über seine Gränzen hinaus hoch verehrt, ist ein Mann Gottes, für dessen Namen sich die Orthographie noch nicht festgestellt hat, da ihn die einen Spiridion, die anderen Spyridon schreiben. Jedenfalls rührt davon das abgekürzte Sproos oder Spiros, und dieses nebst Jannis (Johannes) und Mitros (Demetrios) hört man auf Schritt und Tritt im weiten Griechenland.

Bei St. Spiridion in der Kirche ruht der heilige Leib in einem vergoldeten Sarge. Sein Haupt liegt unter einer Glasplatte, welche ein kostbarer Teppich bedeckt, der nach Bedarf hinweggenommen wird. Alsdann schaut der Heilige ganz freundlich heraus; das Gesicht ist unzerstört, nur daß die Haut jetzt wie weiches dunkles Leder aussieht. Bei Processionen wird der ganze Sarg aufrecht herumgetragen, und das Haupt pocht dann immer schaukelnd an die Glasscheibe, was das Volk fast für ein Lebenszeichen ansieht.

Meine Quellen befriedigen mich aber schon wieder nicht und scheinen hinter den Verdiensten des Heiligen weit zurückzubleiben. Herr Pfarrer Ginal von Zusmarshausen, der Fortsetzer des Heiligen-Lexicons, bringt ihn gar nicht mit Corfu in

Verbindung, weiß nicht, wie und wo er gestorben, wo sein Leib zu finden, nicht, welch' hoher Verehrung er auf Inseln und Continent genießt. Zwar citirt er die Legende von Alban Stolz, aber die ist mir jetzt nicht zur Hand. Übrigens erfreue ich mich eines *Exposé rapide de la vie, des miracles et des reliques de Saint Spiridion*, welches mir Herr Graf Bulgariß zu Corfu in der Kirche verehrt hat, allein dieses ist mit der Biographie im Heiligen-Lexicon schwer zu vereinbaren. Auch die Wunder discrepiren beträchtlich, nur Eines stimmt, nämlich daß St. Spiridion einmal eine Schlange in einen Klumpen Gold verwandelt habe, um den Armen Getreide zu kaufen, wobei nur die Frage übrig bleibt, warum er die Schlange nicht unmittelbar in Getreide verwandelt habe, um die ver wünschten Juden keinen Schmutz machen zu lassen.

Reicher als beide genannten Quellen ist eine Abhandlung, *Corfu and its saints*, welche „*The Nation*“, eine New-Yorker Zeitschrift, am zehnten Januar d. J. gebracht hat. Sie geht vom achtzehnten November v. J. aus, an welchem Tage zum Andenken an die im Jahre 1630 vertriebene Pest eine feierliche Procession gehalten, und dabei der heilige Leib um die Stadt herumgetragen wurde, mit kriegerischer Musik, Ehrenwachen, Fahnen, Laternen und riesigen Kerzen, wobei die Priester der griechischen Kirche in ihren prunkvollen Gewändern und Kronen, der Präfect und die anderen Obrigkeiten hauptsächlich mitgingen.

Als die Kreuzfahrer nach Constantinopel kamen, war da die Hauptniederlage aller heiligen Leiber des ganzen Morgenlandes. Die Lateiner haben davon auch einen großen Theil mit fort geschleppt, aber die Griechen sie wieder durch andere unheilige, denen sie die Namen der entführten gaben, ersetzt. Noch trauriger war die Lage der heiligen Gebeine, als die Türken Constantinopel eingenommen hatten, da diese sie einfach zerschlugen, um ihnen den Perlen- und Goldschmuck abzunehmen, mit dem die Verehrer sie vordem reichlich ausgestattet hatten.

Doch auch dieser Gefahr mußte der Priester Kalochäretis die Reliquien des heiligen Spiridion zu entziehen, indem er sie heimlich nach Corfu flüchtete. Bald darauf erreichte er es, daß ihn der Senat von Venedig als rechtmäßigen Besitzer der Gebeine anerkannte, während diese so vielfache Wunder wirkten, daß die Zahl der Gläubigen und ihre Gaben sich täglich mehrten. So wurde der heilige Spiridion ein bedeutender Grundbesitzer und der reichste Capitalist der Stadt. Aber die Kalochäretis starben bald aus, und der heilige Leib mit all seinem Besizthum gerieth 1521 im Brautschaz der Erbtöchter an die jetzigen Grafen Bulgaris. Auch die große Kirche gehört diesem Geschlechte, welches sie zu erhalten hat, dafür aber nach Abzug der Ausgaben die gesammten Einnahmen für sich behalten darf. Jetzt werden diese auf 80,000 Franken, von Manchen viel höher geschätzt. Dagegen hat die Familie die Stelle des Oberpriesters immerdar mit einem Sprossen ihres Stammes zu besetzen. Jetzt ist es ein junger Mann, etwa von fünfundzwanzig Jahren, mit bleichen, aber edlen, hieratisch-orientalischen Zügen. Eine Tochter hat einen hochkirchlichen Geistlichen geheirathet und bezieht einen beträchtlichen Theil von den Erträgnissen des heiligen Leibes. Dieser wird übrigens, wie man sagt, auch von den Mohammedanern hochgeehrt, und wenn sie aus Albanien herüberkommen, so gehen sie auch in St. Spiridion's Kirche und knien dort betend vor dem Sarge.

* * *

Und so vergingen auf dem Eiland der Phäaken fünf frühliche Tage, für deren liebliche, erinnerungswerthe Ausfüllung ich dem gastfreundlichen Herrn Consul von Warsberg meinen wärmsten Dank zu sagen habe.

Die Heimkehr.

Aber auch das herrliche Corfu mußte ich wieder verlassen und eine gewisse „Minerva“ besteigen, welche am Montag den fünften Mai um elf Uhr Vormittags die Anker lichtete und dann zwischen dem hohen Pantocrator, der das nördliche Bergland der phäakischen Insel bildet, und der steilen Klippe Albaniens dem Adriatischen Meere wacker entgegendampfte.

Die Berge von Albanien sind doch weniger abgeholzt und dürr als die griechischen, die wir früher gesehen, obgleich schöne dichte Wälder da auch zu fehlen scheinen. Die Berge streichen in mäßiger Höhe dahin; irgend eine auffallende Form, ein ragender Gipfel zeigt sich selten, und zeigt er sich, so weiß ihn Niemand zu benennen, denn dieses Albanien kennen nur wenige Glückliche, von denen aber keiner an Bord war. Mitunter erscheinen große hohe Häuser, alle von einander getrennt, alle wie die Burgen des Mittelalters mit Zinnen und Warttürmen bewehrt. Sie stehen sehr selten am Strande, meistentheils auf halber Höhe des Berges, denn wie man früher andere Mitmenschen mit Seeraub behelligte, so hatte man auch wieder ihre Überfälle zu fürchten. Die unauslöschlichen Fehden, welche die Familien, wenigstens früher, unter sich betrieben, brachten es auch dahin, daß man sich in der süßen Heimath immer vorsichtig wie in Feindesland verhalten mußte und die Aufgabe der Vertheidigung nie außer Acht lassen durfte.

Der Kürze halber versetzen wir uns gleich nach Triest, wo wir am siebenten Mai des Morgens ankamen. Hier hatte ich mich über die Zöllner oder Mauthner zu ärgern. Auf Reisen

wächst bekanntlich der Inhalt der Koffer fast mit jedem Tage, durch Sachen, die man mitbringen will, durch Geschenke, die man erhält u. s. w. Die Packerei wird daher immer mühseliger, peinlicher und zeitraubender; oft schließt der Koffer nicht mehr, wenn nicht ein paar Fäuste zu Hilfe kommen. Nun erscheinen die Mauthner, wie auf der „Minerva“ vor Triest, befehlen zu öffnen, reißen die Hälfte heraus, werfen sie auf den Boden und gehen dann wieder ihrer Wege. Der Wanderer kann hierauf nachdenken, wie er die seine Ordnung, die da früher herrschte, mitten im Gedränge der Ausschiffung wieder herstellt und wo er die Fäuste herbekommt, die er allenfalls benöthigt.

Nun, zur Noth war wieder eingeräumt und alsbald ging's auf den Bahnhof, wo wir in derselben halben Stunde zum zweiten Male visitirt wurden; die erste Untersuchung hatte dem Eintritt in den Freihafen gegolten, die zweite galt dem Austritt. Diese war die strengste, die mir je widerfahren, und ging fast auf den Leib: „Was ist da in der Tasche?“ „Ein Bäckker.“ „In der anderen?“ „Meyer's Führer in den Orient.“ „Hier im Paletot?“ „Mein Notizenbuch.“ „Hier fühle ich Cigarretten!“ „Nehmen Sie sie nur gefälligst heraus.“ Er that's und fand eine Düte mit Insectenpulver. Danach genießt man allerdings die Freiheit, den ganzen Kram in Ruhe und Frieden wieder einräumen zu dürfen. Wer da über Görz nach Deutschland reisen will, der hat in ein paar Stunden die italienische Gränze bei Udine und dann in derselben Zeit die österreichische bei Pontasel erreicht; jedesmal wird er wieder visitirt, also viermal in einem halben Tage.

Dagegen erlebt der Wanderer, der aus dem Morgenlande kommt, auch angenehme Eindrücke in Triest, unter anderen den, daß er beim Wechseln nicht mehr betrogen wird, sobald er nur erst seine österreichischen Banknoten sicher in der Hand hat. Von Turn Severin an, wo wir zur bulgarischen Münze übergingen, bis Triest schwebten wir, was Geldverhältnisse betrifft, in beständiger Dämmerung — die Wenigsten sahen

Klar durch den künstlichen Nebel, die Wenigsten wußten überall Bescheid.

In Constantinopel rechnen die Europäer nach Franken, aber die türkische Münze, die einzige die umläuft, geht in dem Franken nicht auf, und es gibt daher immer eine unsichere Rechnung, welche jedesmal zum Nachtheile des Wanderers ausfällt. Man braucht in Meyer's Führer nur das Capitel vom Münzwesen S. 392 vorzunehmen, um zu sehen, durch welchen Wirrwarr sich da der Reisende durchschlagen muß.

In Griechenland herrscht auch der Frankensfuß, aber im täglichen Verkehr sieht man nur Kupfergeld, zwanzig Leptastücke von atticaonischer Schwere. Wenn man nur zwanzig Franken auszugeben hat, muß man etliche blaue Rollen mit sich schleppen, welche die Taschen mitleidslos zerreißen. Die Kaufherren von Patras und Zante haben aber den neuen Franken noch nicht angenommen und rechnen nach der alten Drachme, die um neun Pfennige weniger werth ist als die neue.

Bei jeder Ankunft und Abrechnung gibt der Oberkellner in beliebiger Münze heraus, auch wenn sie im nächsten Lande nicht angenommen wird. In Triest z. B. erhielt ich bei der Abrechnung, obwohl ihr ein entsprechendes Trintgeld vorgegangen war, drei rumänische Franken zurück. Ich verlangte andere. Der Oberkellner, ein Italiener, betheuerte mit achselzuckender Demuth, sie gingen schon in Triest. Da ich auf meinem Verlangen bestand, verfiel ihm plötzlich die Stimme, und er konnte nur noch durch Zeichen andeuten, daß er nichts Anderes habe. Als ich am Lande wechselte, verlor ich an den drei Stücken vierundzwanzig Kreuzer, was mir etwas viel schien.

Das Morgenland liegt nunmehr schon ziemlich weit hinter uns, und da das Thema somit erledigt ist, so soll der weitere Bericht möglichst kurz gefaßt werden, gleichsam nur um Rechenschaft zu geben, wie und auf welchem Wege der Wanderer nach Hause gekommen.

Am vierzehnten Mai fand ich mich also in dem freundlichen und doch so großartigen Pustertthal, das vor zwei Jahren

so entsetzlich gelitten, aber doch mit riesenhafter Arbeit die Spuren jener Schäden, so weit es ging, schon wieder verwischt hat. Namentlich Welsberg, das zierliche Dorf mit seinen ansehnlichen Häusern, in deren Mitte ich schon manchen schönen Tag verlebt, das zierliche, wohlhabende Dorf, das zur Hälfte weggespült worden, ist wieder so weit hergestellt, daß ein Wanderer, der oben auf der Bahn vorbeifährt, schwerlich daran denkt, daß dem Ort je ein Leides geschehen. Noch hört man manchmal auch dankbare Erwähnung der reichen Spenden, die damals aus Deutschland hereingekommen.

Gegen Mittag erreichte ich Mühlbach, wo ich auch schon manchen Sommertag veressen. Angenehmes Gefühl, wieder unter lauter bekannten lieben Menschen und in oft durchwanderter Landschaft zu sein! Ein sehr verdienter Mann ist der Altbürgermeister und Wirth zur „Goldenen Sonne“, Roman Steger, der viele Gäste auch aus fernen Landen in das stille Örtlein gezogen und nach der großen Feuersbrunst, die vor etlichen Jahren da gewüthet, so rastlos gearbeitet und gesammelt, gerathen und geholfen hat, daß er wohl als der zweite Gründer von Mühlbach angesehen werden darf. Als ich nach ihm gefragt, hieß es, er sei zur Erholung auf einige Zeit nach Bachgart gegangen. Dieses Bachgart, am waldigen Vorberg, eine kleine Stunde gegenüber von Mühlbach gelegen, ist bisher ein „Badl“ gewesen, eine von jenen ländlichen Thermen, die in Tirol so beliebt sind, den Fremden aber doch etwas zu unweiltlich scheinen. Herr Steger hat nun diese Anstalt vor zwei Jahren erworben, sie sofort für billige Wünsche eingerichtet und schon im vorigen Sommer die Freude erlebt, sie mit feinen Gästen gefüllt zu sehen.

Damals pilgerte ich auch nach Bachgart hinüber und traf meinen guten Freund in seinem Tusculum, wo er der völligen Genesung entgegensehen wollte. Er schien mir nicht sehr angegriffen und auch bei ziemlich heiterer Laune.

Wir gingen nach herzlichem Abschiede auseinander und ich dachte ihn im heurigen Herbst wieder in Mühlbach begrüßen

zu können, wogegen ich gestern, den neunten August, die betrübende Kunde erhielt, „daß Herr Gasthofsbesitzer und Altbürgermeister Roman Steger in Mühlbach am siebenten d. M., 56 Jahre alt, in ein besseres Jenseits abberufen worden“. Der Verbliebene hatte auch viele Freunde über der Mainlinie und so wird man ihm auch dort ein ehrendes Andenken nicht versagen.

Was jetzt kommt, ist in Tirol nicht ungefährlich zu wagen. Wenn man nämlich einem Dörflein oder gar einem Wirthshaus zu Hülfe kommen, es aus seiner Unbekanntheit hervorziehen, ein gutes Wort dafür einlegen will, so ärgern sich alle Wirthinnen von Kuffstein bis Salurn und alle Dichter und Gelehrten, Doctoren und Würdenträger im ganzen Lande; erstere klagen über Reclame, obgleich sie die ihnen dargebrachten Huldigungen ohne Blödigkeit hinnehmen, letztere über Mißbrauch der edlen Buchdruckerkunst, die eigentlich nur den Ruhm der Gebildeten und Denkenden, der Philosophen und Poeten, nicht aber den der Wein- und Wirthshäuser zu verbreiten habe. Diesen Satz habe ich nie bestritten, aber zu Nutzen der reisenden Menschheit doch ausnahmsweise auch schon dagegen gehandelt, wie ich denn jetzt auch wieder daran bin.

Da haben wir nämlich dieses Sterzing, ein freundliches Städtchen im weiten grünen Thale, von hohen Berggipfeln umgeben, welches mit einer gewissen Absichtlichkeit gemieden wird, obgleich es schon unter den Römern als Vipitenum hoch angesehen war und auch im Jahre Neun die Auszeichnung genoß, der Tiroler erste Befreiungsschlacht vor seinen Thoren schlagen zu sehen. Dieses Sterzing will nun im Fremdenwesen nicht recht aufkommen, und klagt, daß ihm das nahe Gossensaß alle Lebenslust benehme. Letzteres kennen wir selbst und können es nur loben. Es kommen dort jeden Sommer etliche hundert Gäste zusammen, welche sehr gut leben und nicht gar viel zahlen, meist gebildete Gäste, welche Oskar von Redwitz mit seinem Geiste zu erfüllen sucht. Ich pflege den Ort zu meiden, weil ich als angehender Misanthrop nicht gern viel mehr als drei Menschen beisammen sehe. Nun könnte

dieses Sterzing sehr gut gedeihen, wenn es nur jene Gäste bewillkommen dürfte, welche in Gossensaß zu viel sind und anderswo Unterkunft suchen müssen. Man sagt aber, diese seien immer so erzürnt, wenn sie dort abgewiesen werden, daß sie in düsterer Verzweiflung bis zur sicilischen Meerenge hinunterstürzen oder gar wieder bis Tütersbog und Charlottenburg zurücksputen, wenn sie nämlich von dort gekommen.

Solchen phrenetischen Wanderern soll hiemit das stille Sterzing empfohlen sein, wo ich im „Schwarzen Adler“ und letzthin auch in der „Alten Post“ bei Herrn Peterfen, dem reinlichen Schweden*), sehr lobenswerthe Verpflegung gefunden. Daß sich der Wanderer da in nächster Fühlung mit dem Hochgebirge, mit Hochsichten, Gletschern und anderen solchen Reizen befinde, ergibt sich schon daraus, daß in die Ebene von Sterzing fünf Seitenthäler münden. Wenn der Wanderer, seine Gattin und Töchter hier in der Ferienzeit erscheinen, wird ihnen auch das Vergnügen, den Herrn Konrad Fischnaler kennen zu lernen, den jungen, feinen Lehrer, der zu Sterzing geboren ist und zu Innsbruck wirkt, aber in den freien Zeiten immer ins Vaterhaus zurückkehrt, um da zu Ehren der Stadt, in der einst seine Wiege stand, thätig zu sein. Er pflegt zwar, was die Tiroler nun einmal nicht lassen können, auch zu dichten, aber den größeren Fleiß widmet er dem Sterzinger Archive, aus dem er allerlei historische Süßigkeiten zu ziehen weiß. Als Dichter hat er voriges Jahr „Das Eisackthal in Lied und Sage“ herausgegeben — eine Sammlung aller der poetischen Blumen, welche die Tiroler mit anderen Sangesbrüdern und Liedeschwestern bisher über jenes herrliche Thal gestreut. Er läßt in dieser Sammlung auch manche Klänge seiner eigenen Lyra ertönen, welche sie keineswegs verunzieren. Als Historiker hat Herr Fischnaler mehrere Monographien zu Tage gefördert, z. B. früher ein Schriftchen über das Sterzinger Moos, zuletzt „Beiträge zur Geschichte der Pfarre Sterzing“.

*) Er ist seitdem leider gestorben.

Über die Pfarrkirche von Sterzing, über die reizende Lage des Städtchens, über seine künstlerischen Merkwürdigkeiten u. s. w. hat Meister Pöble im Jahre dreiundachtzig in der M. Allg. Ztg. (Nr. 208, 209) sehr anziehend berichtet und dabei mit Anerkennung erwähnt, daß er an Herrn Konrad Fischnaler einen unermüdblichen Führer gewonnen habe, dessen Güte er außerdem eine Fülle urkundlichen Materials verdanke. Das Beispiel dieses jungen Mannes zeigt deutlich, daß es dem tirolischen Nachwuchs gar nicht so unerlässlich, die Räthsel und Wunder seines Landes heranzuziehen und literarisch zu bearbeiten, nur daß ihm hiezu mehr Lust und Liebe zu wünschen wäre.

Aber siehe da! Als ich um ein Uhr in den Bahnhof zu Innsbruck trat, ertönte aus fünfzehn kräftigen Kehlen ein herzlicher Willkomm! Der „Wanderer“ zählt nämlich, obgleich schon so viele dahingegangen, im schönen Land Tirol, und zwar unter den Besten, noch immer einen Kranz von auserwählten Freunden, die seit Jahren ihm viel geholfen und viel Liebes erwiesen haben, was er mit gutem Willen zu erwidern strebte. Sie geben gerne zu, daß das, was der Freund in so langer Zeit für ihr schönes Tirol ans Licht gestellt, dem Lande nicht zum Schaden gereichte, sondern dessen geistiges Leben eher hätte aufzufrischen und fördern können. Wir hoffen alle auf eine schönere Zukunft, welche die jetzt gelegten Keime zu lieblichen Blüten und schmackhaften Früchten ausbilden wird. In dieser Hoffnung drückten wir uns warm die Hand und nahmen heiteren Abschied, auf baldiges Wiedersehen!

Am Tage nach Christi Himmelfahrt, den dreiundzwanzigsten Mai, kam ich wieder in München an und wurde von allen meinen Lieben freudig begrüßt und bewillkommt.

Gleichsam den Schluß der ganzen Reise bildete aber das Frühlingsfest der artistisch-poetisch-historischen Gesellschaft der Zwanglosen, deren unwürdiges Mitglied ich seit vierzig Jahren gewesen. Da saßen wir unser dreißig am nächsten Tage zu Feldafing beim fröhlichen Mahle, als mich eine unerwartete Ansprache des Herrn Dr. Felix Stieve erfreute.

Dieser, ein junger und bekanntlich sehr bescheidener Forscher, faßte den Moment mit angeborener Feinheit auf, rief mir, dem *lasso maris et viarum*, zuerst einen herzlichen Gruß zu, warf dann einen kurzen, aber höchst tactvollen Blick auf mein ganzes Leben, suchte dasselbe, wie in solcher Stunde verzeihlich, in ein möglichst günstiges Licht zu stellen und flocht so dem hochbetagten Wanderer zur Ankunft ein dustendes Sträußchen, wie es nur einem eben so wohlherzogenen als gemüthlichen Westfalen gelingen konnte. Die Einheimischen empfanden es tief, daß feinere Lebensart und ritterliche Sitte, die ihnen doch auch erreichbar, nur von solchen Mustern ausgehen können.
